D III 5/39

Landesbibliothek
Coburg

Herausgeber Ludwig Tieck.

D III 5/39

2272

III

Volksmährchen

herausgegeben

von

Peter Leberecht.

Dritter Band.

COBURGER LANDESBÜCHEREI

Berlin, 1797.

bei Karl August Nicolai,

Buchhändler in der heil. Geiststraße im goldnen Arm.

Landesbibliothek
Coburg

Karl von Berneck.

Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Personen:

Walther von Berneck.

Mathilde, seine Gemahlinn.

Reinhard,) seine Söhne.
Carl,)

Der Burgvoigt.

Conrad, }
Franz, } Knappen auf Berneck.
Georg, }

Leopold von Wildenberg.

Heinrich von Orla.

Adelheid, seine Schwester.

Wilhelm, sein Knappe.

Adelheids Hofmeisterinn.

Rudolph von Ebenburg.

Ritter.

Damen.

Knappen.

Knechte.

Geister.

Prolog.

Darf sich nach alter, längst vergeßner Sitte
Bescheiden der Vorredner nahn und bitten,
Daß man ihm günstiges Gehör gewähre? —
Vergönnt, daß Euch der Dichter eine Mähr
Aus fernen Zeiten trüben Innhalts jetzt
Wie Schattenwerk vorüberführe. O
Verdammt nicht allzurasch den Inhalt, laßt
Euch durch die magischen Gestalten täuschen,
Die er mit kühner Brust hervorzurufen wagt.
So wie ein trüber Abend im September,
Mit feuchtem Nebel, regenschwangern Wolken
Die schwer vom Himmel hangen, also wird

Euch dies Gedicht durch das Gedächtniß
ziehn.
Gar mannichfach bricht sich der Strahl der
Kunst,
Drnm leitet nachsichtsvoll der Dichter, wenn
Er allzurasch die alte Bahn versuchte.

Erster Akt.

(Seeufer, das Meer ist noch unruhig, ein Gewitter das fortzieht.)

Walther von Berneck. Rudolph von Ebenburg. Heinrich von Orla, der für sich auf und ab geht, Wilhelm und andere Knappen. —

Rudolph. Ich eile, um so bald als möglich in Deutschland zu seyn.

Walther. Alle meine Wünsche gehn mit Dir, guter Rudolph. Verfüge Dich dann sogleich nach meinem Schlosse, und bringe meiner Gattinn und meinen Kindern

Nachricht von mir; erzähle ihr, wie ich tausendmal unter den Säbeln der Ungläubigen dem Tode ausgesezt war, wie auf der Hinreise nach dem gelobten Lande mich alle Beschwerlichkeiten verfolgten, wie wir noch jezt beim Landen einem Sturme nur so eben entronnen sind, und wie ich, wenige Wochen nach Dir, sie alle auf Berneck zu umarmen gedenke.

Rudolph. Und dann besuch' ich Euch auf Eurem Schlosse und wir feiern dann bei einem fröhlichen Gelage das Andenken der Vergangenheit.

Walther. Wenn Gott uns diese Freude vergönnt, ja! denn, Rudolph, ich habe gefunden, daß man in dieser Welt auf nichts gewiß hoffen darf, wenn man nicht verzweifeln will; es ist mit dem Leben wie mit der Saat, alle Körner gehn nicht auf, und wenn nur kein Mißwachs daraus entsteht,

müssen wir schon die Hände aufheben und Gott danken.

Rudolph. Ihr seid alt, Ihr dürft schon so sprechen, aber für mich, den Jüngling, ist der Gedanke niederschlagend!

Walther. Auch Du wirst Mann, wirst Greis werden, das heißt, Du wirst von Deinen Erwartungen nach und nach immer mehr abziehn, bis Dir am Ende nichts übrig bleibt, als die Hofnung auf ein ruhiges und seliges Ende.

Rudolph. Warum leben wir dann aber, und mühen uns so ab?

Walther. Weil es so seyn muß, und weil wir dazu keine Gründe verlangen. — Aber geh, sonst möchte Dir das Geschwätz und die Lehre eines Greises eben so verdrieß-lich fallen, als jenem Manne dort, der es nicht unterlassen konnte, auf mich zu schmäh-len, indem der Himmel drohte und die em-

pörte Meeresfluth schalt. — Bei Gott! es sind die Zeiten gekommen, in denen das Alter verachtet wird, jeder Knabe, der einen Bart an seinem Kinne fühlt, darf trotzig den Erfahrungen des Mannes verspotten, weil seine Zung gewandter und sein Arm vielleicht stärker ist. — Ich habe diesen Heinrich von Orla fast erzogen, er sah an meiner Seite sein erstes Thurnier, und jezt darf er mir nun so frech widersprechen, mit andern über meine Gebrechen zischeln und lachen. —

Heinrich. Ihr verkennt mich! bei Gott! Ihr verkennt mich.

Walther. Mag seyn, aber Ihr habt mich auch verkannt, Ihr habt Euch selbst verkannt. Heftigkeit ist nicht immer ein Zeichen des Muthes und der Großherzigkeit; wer sich so sehr gegen das Alter vergessen

kann, mag bei einer andern Gelegenheit auch seiner andern Ritterpflichten vergessen.

Heinrich. Ritter Walther, keiner, als Ihr, dürfte mir ein solches Wort biethen.

Walther. Willst Du etwa, daß wir unsern Zwist mit dem Degen ausmachen?

Rudolph. Ich bitt' Euch, laßt mich nicht von Euch scheiden, ehe ich Euch nicht wieder beruhigt, nicht wieder Freunde sehe.

Heinrich. Ich gebe Euch mein Wort, ich bin beruhigt. — Meine Ungeduld übereilte mich, als Walther mitten im Sturm, indem wir schon das Land sahen und noch nicht landen konnten, als Wellengeräusch mein Ohr erfüllte und die Winde mich betäubten, als er da von Muth und Gelassenheit sprach, indem noch keiner den Muth verlohren hatte, als er sich mit dem Ungewitter verband,

meine Ungeduld zu vermehren. — Aber es ist vorüber. —

Rudolph. Gewiß?

Heinrich. Bei meiner Ritterehre.

Rudolph. Nun so lebt wohl, recht wohl: in Deutschland sehn wir uns bald und freudig wieder. (geht ab.)

Walther. Ungeduld? — Ungeduld! — Als ich ein Jüngling war —

Heinrich. (der auf ihn zugeht und seine Hand ergreift.) Vergebt mir, seht, ich bitte Euch darum, als ein Beschämter, ein Überführter, ich gesteh' es, ich war zu rasch! — Seid Ihr nun zufrieden?

Walther. O Heinrich! wüßtest Du was in meiner Seele liegt! —

Heinrich. Ihr seid gerührt, alter Mann. — O Ihr habt Recht, ich bin ein unbesonnener Knabe. — Vergebt mir, seht, ich schämte mich nur vorher, gleich meine

Reue so baar und offen zu zeigen aber jezt. — Betrachtet mich wieder einmal als Euren Sohn und versöhnt Euch mit mir von Herzen.

Walther. (der ihn umarmt.) Ihr seid mein werther Freund. — O Heinrich, Du weißt nicht, und ich kann es Dir nicht sagen, wie mir war, als ich Europa wieder sah. Wie ein nüchternes Erwachen blies mir der Wind vom Lande her entgegen, alle trübsten Zeiten, die ich je erlebt, und nun schon längst vergessen hatte, kamen in mein Gemüth zurück. — Glaube mir, ich war nie glücklich, und diese Überzeugung faßte mich jezt so schrecklich an.

Heinrich. Ihr seid von Euren Wunden noch nicht ganz genesen.

Walther. Nein, Heinrich, es ist nicht das. — O wenn ich dazu aufgelegt wäre, könnte ich Dir alte Mährchen erzählen, die ich in manchen Stunden nur zu sehr glauben

muß. — Jedem von unserm Stamme ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. — Ihn erkenn' ich in jedem Ungewitter, in jeder Krankheit wieder, kömmt mir ein blaßes Gesicht entgegen, so zittre ich schon im voraus wegen der entsezlichen Neuigkeit, die ich vernehmen soll. Die Trübseligkeit geht mir nach wie mein Schatten, und erbt vom Vater auf den Sohn, und keiner wird vielleicht diesen schwarzen Klumpen aus seinem Wege wälzen.

Heinrich. Ihr erhizt Euch.

Walther. Da komm ich nun aus dem gelobten Lande zurück, und alles was ich that und litt, das ganze Gedränge trüber Tage liegt wie ein albernes Mährchen da, wie die Abendlüge eines Minnesängers. Wem hat unsren Zug genuzt und wem nicht geschadet? Die Engel haben mit Lächeln auf

unsern kindischen Eifer herabgesehn, und uns nicht durch Glück in unsrer Thorheit bestärken wollen. — Und nun kehreu wir zurück —

Heinrich. Und die Freuden des Vaterlondes warten auf Euch.

Walther. Freuden? — Eben das war es, daß mir jeder Baum, jeder Berg und jede ziehende Wolke zu verkündigen scheint, daß ich vergeblich auf so etwas warte. Mir ist wie in einem fest verschlossenen Kerker, in dem ich den Klang der frohen Welt nur aus einer tiefen Ferne höre. Ich kann nicht sagen, daß ich mich drauf freue, mein Weib und meine Kinder wiederzusehn.

Heinrich. Die Melankolie trübt Euch selbst die heitersten Aussichten.

Walther. Ach! Ihr versteht mich nicht, und ich könnte fast von neuem darüber zornig werden. — Alles dies Gefühl sonderte

mich von den übrigen im Schiffe ab, die sich auf Verwandte und Vaterland freueten, daß ich ihre Ungeduld im Sturme durch meine stillern Gedanken zu sänftigen suchte. — Denn was wäre es denn mehr gewesen, wenn uns die Fluth verschlungen hätte?

Heinrich. So traurig habe ich Euch noch nie gesehn.

Walther. Ihr geht nun zum heiligen Jago von Campostella?

Heinrich. Ja, ein unerfülltes Gelübde meines verstorbenen Vaters treibt mich dorthin. — Aber vergönnt, daß ich Eurer noch pflege, daß Ihr noch jezt nicht allein seid.

Walther. Nein, mein Sohn, Du mußt fort; Du scheinst den Werth eines Gelübdes nicht zu kennen.

Heinrich. Ihr habt gemacht, daß mir

jedes Geschäft, das wir uns vorsetzen, unnütz und thöricht erscheint.

Walther. Nein, Du mußt fort.

Heinrich. Wenn man so über Bestimmung und Thätigkeit denkt, möchte man verzweifeln.

Walther. Man soll eben nicht denken, und die Menschen verzweifeln auch daran nicht.

Heinrich. Ob wohl meine Schwester noch lebt? —

Walther. Nun, Ihr reiset. — Lebt wohl! —

Heinrich. Kommt, ich will wenigstens noch ein Stündlein in jener Herberge mich zu Euch setzen, ich will Euch noch einmal recht in's Auge fassen, denn wer weiß, ob wir uns wiedersehn. — (sie gehn Arm in Arm ab.)

(Saal auf der Burg Berneck.)

Conrad. Georg und Franz, Knappen.

Franz. Ey, Du bist auch gar zu pünktlich.

Georg. Freilich!

Conrad. Wenn Ihr Euren Dienst ordentlich und redlich verrichten wollt, so könnt Ihr nicht zu pünktlich seyn. — Dich, Franz, hab' ich immer ungern hier im Schlosse gesehn, weil Du jeden neuen Knappen, der hier anzieht, sogleich verdirbst.

Franz. Ich? — Nun da bist Du alter Bär doch der Erste der mir das sagt.

Conrad. Daß Dich das Wort nicht noch einmal gereut! — Ich weiß, daß Du die Gottesfurcht verachtest, und mit beiden Füßen in dem Pfuhl der Sünde stehst, mein weißes Haar darf also wohl nicht ein wenig

Re-

Respekt von Dir fodern. Nun, Du wirst Deiner Strafe nicht entlaufen.

Franz. Indeß Ihr predigt, könntet Ihr auch etwas thun.

Conrad. Ich bin Euch zum Aufseher bestellt, nicht Ihr mir; die Wirthschaft hat sich hier gar wunderlich umgedreht.

Der Burgvoigt tritt auf.

Burgvoigt. Nun, Kinder, Leute, alles in Ordnung? — Heut Abend ist großes Fest, prächtige Versammlung hier. — Sezt die großen Pokale auf, so will es unsre Hausfrau. — Du, Franz, sollst noch nach einigen Gästen reiten, der Leopold von Wildenberg soll noch gebeten werden, er ist gestern erst auf sein Schloß drüben angekommen.

Franz. (ab.)

Burgvoigt. Tummle Dich, Georg.

in den Keller! — Ich habe noch tausend Sachen zu besorgen. — (ab mit Georg.)

Conrad. Ein herrlicher Burgvoigt! Der nur für die Weine sorgt und alles übrige gehn läßt, wie es nur selber Lust hat. — O mein guter alter Herr! mit dem ich so manches Leid, so manche Freud' ertragen! wo bist Du? soll Dich mein Auge nicht noch einmal vor meinem Tode sehn? Und wenn Du nun kömmst und findest alles so verwandelt! — Dein Bild hängt hier über der Tafel und sieht den Unfug mit an! Trauerlieder sollten durch die Hallen summen und Pokale werden klingen. (ab.)

Reinhard und Mathilde.

Mathilde. Unserm heutigen Feste hättest Du noch beiwohnen sollen.

Reinhard. Ich kann nicht, denn ich fürchte schon jezt zu spät zum Thurniere zu

kommen. Jeder Ton, den ich höre, klingt mir wie ein ferner Trompetenruf, ich habe schon zu lange geweilt.

Mathilde. Kömmst Du zurück, wenn das Thurnier geendigt ist?

Reichard. Ich weiß es wahrlich nicht, denn Leopold von Wildenberg hat mich schon seit lange mit zwei andern Gesellen auf sein Schloß beschieden, und ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Mathilde. Du sahst ihn nie?

Reichard. Nur mal in der Ferne, aber ich habe ihn nie gesprochen; daß er heut zu Eurem Feste gebeten ist, ist die einzige Ursach, daß ich ungern fortreite. Was hört man nicht alles von dem Manne!

Mathilde. Tapfer soll er seyn.

Reichard. Wie der heilige Georg, alle Frauen mögen ihn auch deswegen gern. Schön ist er nicht, denn Narben, in Schlach-

ten und in Zweikämpfen erhalten, entstellen sein Gesicht, aber wenn man ihn sieht, so fühlt man recht in der Brust, was das Wort Mann zu bedeuten hat.

Mathilde. Aber er ist doch immer wild und unbändig.

Reichard. Nicht wahr, Mutter, weil er nicht auf den Klang der Minnelieder hört, oder noch kein Weib genommen hat? Darinn sind sich die Weiber doch alle gleich, sie trauen keinem recht, der nicht getraut ist, oder wenigstens von einer Braut etwas zu sagen weiß.

Mathilde. Du scheinst Dir ihn schon jezt zum Muster genommen zu haben.

Reichard. Würdet Ihr mich darum schelten?

Mathilde. O ja, denn man erzählt auch viel von Jungfrauen, die er verführt,

und von manchen andern wilden Thaten, die er verübt hat.

Reichard. O darum seid unbesorgt, denn bis jezt ist mir mein Streitroß immer noch schöner vorgekommen, als jedes weibliche Geschöpf, das ich sah. — Aber lebt wohl, wir verderben hier die Zeit mit Schwatzen.

Mathilde. (umarmt ihn.) Viel Glück, theurer Sohn, im Thurnier, bringe mir den Preis zurück; doch ohne ein Fräulein im Herzen wirst Du ihn sicher nicht erringen.

Reichard. Vielleicht doch! (ab.)

Mathilde. Wie schön ihm seine Wildheit steht! — Da sprengt er schon fort! — Er wird mit den Jahren ein Muster der Ritterschaft. — Warum sind ihm viele Männen so ungleich? (ab.)

(Ein Zimmer in der Burg.)

Karl von Berneck und Conrad.

Karl sizt auf einem niedrigen Fußschemel und hört aufmerksam Conrad zu.

Karl. Nun so fahre fort, lieber Conrad.

Conrad. Ach! ich kann diese Historie immer nicht ohne Thränen erzählen.

Karl. Und ich muß weinen, wenn ich zuhöre.

Conrad. Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder, und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten, Adelhart und Writsart auf ihren Knien und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück,

indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold war schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der Morgensonne einen fernen Reiter und verkündigt's seinen Brüdern; ach! theure Brüder! rief er aus ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knien und sahen hin, und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reuter. Da wurden sie voll Muths und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin so schwer verwundet daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch,

Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihre Arme, und er sah ebenfalls das Roß Bayart; worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte sehr große Sprünge, um zu seinem Herrn Reinold zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Knie und ließ ihn aufsteigen. — Nun wurden sie durch ihre Tapferkeit aus dieser bedrängten Lage gerettet.

Karl. Laß es gut seyn, lieber Conrad, erzähle auf ein andermal den Erfolg dieser Geschichte, die mir so lieb ist. — Ist mein Bruder schon zum Thurnier geritten?

Conrad. Ja.

Karl. Mich dünkt, die Welt ist, so wie es in ihr zugeht, nicht gut eingerichtet.

Conrad. Ihr seid immer so bekümmert, Junker, sagt mir, was ist Euch? Wollt Ihr Eure Jugend schon so durch Gram trüben?

Karl. Und warum soll ich nicht jezt eben so gut, wie im Alter ernsthaft seyn? — Es giebt Menschen, die dazu ausgelesen sind, nur die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen.

Conrad. Ey! warum nicht gar!

Karl. Sieh nur die Heldengeschichten durch. Wie viele Menschen dienen immer nicht bloß dazu, den Einen zu verherrlichen, den Einen Hervorragenden groß zu machen! Es muß auch diese untergeordneten Geister geben und ihrer müssen mehr seyn, als der andern.

Conrad. Das ist wahr, aber es ist mir wahrlich noch niemals bei einer Heldengeschichte eingefallen.

Karl. Es ist mein erster Gedanke, wenn ich so höre, wie viele Reinold in dem Gefechte, oder in jenem erschlug, unter denen gewiß viele edle wackre Männer und Jünglinge waren die vielleicht einst seine vertrautesten Freunde und Genossen hätten werden können. Alle diese sind als eine fast unnütze Zugabe in die Welt geworfen, wie die überflüssigen Früchte fallen sie vom Baume, ehe sie reif sind. Und warum soll ich nicht einer von diesen seyn?

Conrad. Ach, liebster Junker, betrübt mich nicht durch diese Gedanken.

Karl. Ich bin bange, in der Welt weiter zu leben. — Wurde dem guten Rosse Bayart nicht auch mit dem schnödesten Undanke vergolten? Muste es nicht in den

Wellen umkommen, damit sein Herr sich nur mit dem Könige versöhnen konnte? — Darum muß ich immer schon in der Mitte dieses Kindermährchens weinen, weil mir der Ausgang immer schon vor Augen schwebt.

Conrad. Ach, ich sehe wohl, Ihr habt ein gar nachdenkliches Gemüth, und das taugt für dieses Leben nicht.

Karl. Sage mir, warum bin ich nicht Ritter, wie mein Bruder, da er doch nur Ein Jahr älter ist, als ich? Warum darf ich kein Thurnier besuchen? Warum muß ich unerzogen mich hier im Schlosse auf und abtreiben und darf nichts sagen, nichts reden? Wie ein Kind werd' ich gehalten und muß es hoch erkennen, daß ich zuweilen jagen darf. — O wenn mein Vater hier wär!

Conrad. Ja wohl, da würde es anders seyn.

Karl. Wenn ich im Waffensaale auf

und abgehe, so ist es, als wenn jedes Schwerdt, und jeder Schild mich verhöhnte. — Wie alt war Reinold, als ihn sein Vater Heymon zum Ritter schlug?

Conrad. Funfzehn Jahr.

Karl. Und ich bin neunzehn! — Muß ich mir nicht von den Leuten meiner Mutter übel begegnen lassen? Muß ich nicht Trotz und Schimpf erdulden? Indeß mein Bruder schon eine Burg beherrscht und mich, seinen Bruder, seinen Bruder, der ihn liebt, wie einen Knecht behandelt.

Conrad. Es ist Unrecht, es ist Sünde.

Karl. Darf ich es sagen, wie unschicklich ich es finde, daß meine Mutter in ihrem Witwenstande Gäste ladet, und Gelag und Schmaus die Hallen mit Getöse füllt? — O ich möchte an der Seite meines Vaters kämpfen! wer weiß, er mag schon todt seyn, und keiner kümmert sich um ihn.

— Conrad, es ist schändlich! Ich träume oft in der Nacht davon und fahre auf und will nach meinem Schwerdte greifen und zu ihm eilen, als wären es nur wenige Schritte, — und dann sink ich in mich zurück und weine und schluchze laut. Bergab geht jezt schon mein Leben, die dunkeln Büsche umher umgeben mich immer dichter und dichter, uud ich weissage Dir, Conrad, bald, sehr bald bin ich verirrt.

Conrad. Denkt daran nicht; mir ist es immer zu Muthe, wenn ich Euch an ehe, als wenn der juuge Held Reinold vor mir stünde.

Karl. (aufspringend) Wenn Gott mir die Gnade verliehe! — Aber nein, mein Gemüth hebt sich nicht froh und leicht, wie mit Bley wird es an den Boden gezogen, mir ist nicht so, wie es einem Helden seyn muß: wie ein Wolkenschatten geh ich über die

sonnige Ebene hin und jede Ähre und jeder Grashalm richtet sich froher im Scheine auf, wenn ich vorüber bin. — O laß mich!

Conrad. Nein, Ihr seid stark und kräftig, Ihr werdet hier noch alles wieder gut machen, wenn Euer Vater nicht wiederkehren sollte, und Ihr müßt es, Euer Gewissen fordert Euch dazu auf.

Karl. Ich vergesse ganz, daß ich beim heutigen Feste doch auch zugegen seyn muß! — Wenn ich nur in den Waffen geübt wäre! — Conrad, verwichene Nacht schnallt ich mir den größten Harnisch an und er war meinen Schultern nicht zu schwer, die gewaltigsten Schwerdter und Streitäxte sind mir ein Spiel, aber ich weiß kein Pferd im Kampf zu lenken, ich weiß den Speer nicht zu regieren. — Komm in den Saal. (beide ab.)

(Erleuchteter Saal, große Tafel, die Pokale stehn nur noch auf dem Tisch, Mathilde, sizt an der Seite Leopolds, Adelheid von Orla mit ihrer Hofmeisterinn, andre Ritter und Damen, dienende Knappen, ein Minnesänger seitwärts, Karl tritt herein und sezt sich unten an der Tafel.)

Minnesänger.

Liebe warb um Gegenliebe,
Bot ihr alle Güter dar,
Bis ihr gar nichts übrig bliebe
Das der Rede würdig war.

Gegenliebe war erst spröde
Und verwarf den schönen Tausch,
Stellte sich so still und blöde,
Wieß den Handel ab so schnöde,
Daß die Liebe fast erschrak.

Aber bald drang stilles Sehnen
Ihr nun durch die junge Brust,
Leise Seufzer, schwere Thränen,
Waren ihre Quaal und Lust:

Ja, rief sie aus, ja nun bin ich dein,
Und Liebe, du bist dafür gänzlich mein!

Leopold. Wer ist jener trübe Jüngling, am Ende der Tafel?

Mathilde. Mein jüngster Sohn; er sieht seinem Vater ungemein ähnlich.

Leopold. Sein Bruder gleicht Euch dafür um so mehr. — Aber wie ist es möglich, daß Ihr schon so erwachsene Kinder habt, schöne Frau, man sollte Euch fast nur für ihre Schwester halten.

Mathilde. Ihr wollt scherzen: aber ich ward als ein junges Kind mit Walther von Berneck verheirathet. — Ist es Euch jezt gefällig aufzustehn, damit die Ritter und Damen einen Tanz versuchen können?

Leopold. Und Ihr wollt es mir durchaus abschlagen?

Mathilde. Wenn Euch so viel daran liegt, dann nicht. — Ich hatte anfangs

noch

noch eine Mummerey bestellt, aber meine Pickelheringe sind ausgeblieben, sie lassen mir sagen, daß sie ihre Parthen noch nicht auswendig wissen.

Burgvoigt. Nun zum Schluß des Mahls. — (hebt den Pokal hoch) Merkt auf, ihr Spielleute, — auf das Wohlsein unsers Herrn Walther von Berneck!

Karl. Einen Becher Wein! — (Die Chöre von Musikanten blasen laut, jeder trinkt, man erhebt sich von der Tafel, gegenseitige Glückwünsche.)

Hofmeisterinn. (zu Adelheid.) Und wenn Ihr nun tanzen müßt, mein Fräulein, so hütet Euch wohl, daß Ihr Euch nicht zu sehr erhitzt, denn das schadet beides der Gesundheit und dem guten Rufe eines Mädchens, und ist sowohl unanständig, als auch gegen die guten Sitten.

Adelheid. Ich wünschte lieber dem Tanze zuzusehn.

Hofmeisterinn. Ihr habt keine Ältern, ich muß daher meine Pflicht um so pünktlicher erfüllen, wie ich es Eurem Bruder versprochen habe.

(Man ordnet sich zum Tanz, Adelheid bleibt übrig, sie geht beiseite und sezt sich nieder, Musik und Tanz fängt an. Leopold tanzt mit Mathilden.)

Minnesänger. Ihr so einsam, schönes Fräulein?

Adelheid. Man hat meinen Wunsch erfüllt, und mich nicht aufgefordert.

Minnesänger. Ihr liebt, so scheints, die Einsamkeit.

Adelheid. Kann man in diesem Geräusche einsam seyn?

Karl. (zu Conrad auf der andern Seite.) Wie widerwärtig ist mir dies wilde Getümmel, wie betrübt die Musik mein Ohr! Mich dünkt, die Spielleute und Tänzer sind rasend.

Conrad. Das gehört so zum menschlichen Vergnügen.

Karl. Sieh, das Fräulein Adelheid ist allein übrig geblieben; ja freilich, sie paßt wenig in diese Raserei. — (er nähert sich ihr.) Ihr findet auch kein Vergnügen am Tanz, mein Fräulein?

Adelheid. Wenn ich Euch die Wahrheit gestehn soll, nein!

Karl. Wer könnte es auch in diesen betrübten Zeiten? Mein Vater ist auswärts, so wie Euer Bruder, nnd wir wissen nicht, was aus beiden geworden ist.

Adelheid. Ich war noch ein Kind, als Heinrich fortreiste, und doch gräm' ich mich Tag und Nacht um ihn.

Karl. Glaubt mir, es ist auch nur kindisch, sich darüber zu grämen, denn mir geht es grade so; mein Vater reiste schon

früher als viele Ritter und ich möchte mein Blut hingeben, wenn er nur wiederkehrte.

Adelheid. Er wird, Ihr müßt es glauben. — Sagt mir doch, wer ist der fremde Mann, der mit Eurer Mutter tanzt?

Karl. Ich seh ihn heute auch zum erstenmal, er heißt Leopold von Wildenberg, ein wilder Geselle.

Adelheid. Ich habe mich vor ihm gefürchtet, als ich ihm an der Tafel gegenüber saß.

Karl. Und mir ist er zuwider, recht in der innersten Seele verhaßt. Seht nur die große Schmarre über das ganze Gesicht, wie sie ihn entstellt!

Adelheid. Er sieht kriegerisch und kühn aus.

Karl. Ja, wie einer von jenen Kriegern, bei denen man es vergißt, daß sie zugleich Menschen sind. Ich könnte nicht mit ihm aus einem Becher trinken.

Adelheid. Sein Auge glüht heftig und fast auf eine fürchterliche Art.

Karl. Er hält sich für einen großen Helden, und zieht darum beständig Gesichter, die es der ganzen Welt ankündigen sollen. Er scheint alle Menschen zu verachten, und eben darum sind die Damen freundlich gegen ihn: er mag ein guter Ritter seyn, aber ich möchte ihn nicht zum Freunde haben.

(Der Tanz ist geendigt, Mathilde geht vorüber)

Mathilde. Was schwatzest Du hier, unbesonnener Knabe?

Karl. Ich sage nur, wie es mir um's Herz ist.

Mathilde. Das ziemt nur Männern; geh! —

Karl. Es ziemt sich vieles nicht. — (er entfernt sich nach dem Hintergrunde, Mathilde und Leopold setzen sich auf die andere Seite des Theaters, die Musik schweigt.)

Hofmeisterinn. Ihr seid zu rasch, mein Fräulein, da habt Ihr unsre Wirththinn sehr beleidigt; Ihr wißt noch nicht, wie man sich in dergleichen Gesellschaften zu betragen hat.

Adelheid. Ach nein!

Hofmeisterinn. Darum sag' ich doch; Ihr habt noch manches zu lernen.

Leopold. Und wie lange ist Euer Gemahl nun schon abwesend?

Mathilde. Seit sechszehn Jahren.

Leopold. Schon so lange Wittwe? —

Mathilde. Und ich glaube fest, er ist schon seit lange todt, denn vor vier Jahren erhielt ich eine Bothschaft, daß er in Palästina schwer verwundet darnieder liege, und seitdem hab' ich nichts wieder von ihm gehört.

Leopold. Gewiß ist er todt und begra-

ben, und Ihr, schöne Frau, trauert und erwartet ihn vergebens.

Mathilde. Mir wird oft die Burg zu enge, dann muß ich Menscheu sehn und sprechen, es ist mir unmöglich, ganz wie eine Nachteule in einer düstern Einsamkeit zu leben.

Leopold. Es wäre auch Unrecht, so viel Schönheit den Augen der Welt auf immer zu entziehn.

Mathilde. Ihr wollt mich roth machen.

Leopold. Solltet Ihr das von mir zum erstenmale hören? Das will ich zur Ehre unsrer Ritter nicht hoffen.

Mathilde. Ich habe viel von Eurer Kunst gehört, die Frauen durch Schmeicheleien zu fangen.

Leopold. Schmeicheleien sind nur ein nothwendiges Übel, bei Euch wird jede Schmeichelei zur Wahrheit.

Mathilde. Glaubt Ihr, daß ich die Männer so wenig kenne, daß ich Euren Worten ganz glauben sollte?

Leopold. Ihr mögt vielleicht die Männer im Ganzen kennen, aber wahrlich mich nicht, wenn Ihr mir nicht traut.

Mathilde. So sagt ein jeder, und ein jeder lügt.

Leopold. Laßt doch die Lügner gehangenwerden, allein ich bleibe gewiß übrig.

Mathilde. Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?

Leopold. Ich müßte keine Augen haben, ich müßte Euch nicht gesehn haben.

Mathilde. Immer wieder das alte Lied?

Leopold. Mißfällt es Euch denn so sehr?

Mathilde. Es darf mir nicht gefallen.

Leopold. Ihr seid ja Wittwe.

Mathilde. O wahrlich, ich dürfte Euch nur zum Beichtvater annehmen, und Ihr riethet mir bald zu einer zweiten Heirath.

Leopold. Und ich riethe gut.

Mathilde. Bei Gott nein! denn schon in der ersten — doch, begehrt Ihr nicht zu tanzen? seht, ich glaube alle Fräulein warten nur auf Euch.

Leopold. Wer ist denn jene dort im weißen Kleide?

Mathilde. Adelheid von Orla, meine Nachbarinn, ich würde sie sonst nicht geladen haben. Ihr Gesicht, ihre Sprache, ihr ganzes Wesen ist mir durchaus zuwider.

Leopold. Wir können immer nur lieben, was uns in einiger Rücksicht ähnlich ist.

Mathilde. Meint Ihr?

Leopold. Ja, und eben darum meine ich auch, daß Ihr — —

Mathilde. O tanzt doch, tanzt; Ihr tanzt weit besser als Ihr sprecht.

Leopold. So erlaubt mir Eure Hand, —

Mathilde. Zum Tanze noch zur Noth, —

Leopold. Sonst nicht?

Mathilde. O man darf Euch nur die Finger bieten und Ihr nehmt schon den ganzen Arm.

Leopold. (küßt ihre Hand.)

Mathilde. O pfui doch! Alle Damen werden auf mich eifersüchtig werden.

Leopold. Und mit Recht.

Mathilde. Ihr seid gefährlich; Eure Zunge ist zu glatt.

Leopold. Ich bin nur Ritter, nur Soldat, aber seit heute wünsche ich, ich wäre zugleich ein Redner!

Mathilde. Warum seit heute?

Leopold. O wie Ihr auch fragt!

Mathilde. Ihr seid sonst mit Antworten so leichtfertig.

Leopold. Aber Ihr werdet mich schwermüthig machen.

(Die Musik und der Tanz beginnen, eine Trompete von außen; die Musik und der Tanz schweigen.)

Mathilde. Was ist das?

Burgvoigt. Was giebts? — Was stört unsre Freude? — Hohl der Henker das Blasen, sag' ich! —

Georg. (kömmt herein.) Der Thürmer bläst, weil ein fremder Ritter vor dem Thore hält, der Einlaß begehrt.

Burgvoigt. Nun, so laßt ihn kommen und stellt nur das Blasen ein. — Klingts doch, als wenn sollte Sturm gelaufen werden. (Georg geht ab.)

Leopold. Seid Ihr nicht wohl, gnädige Frau?

Mathilde. Ich weiß nicht, — mein Herz schlägt. —

Leopold. Faßt Euch. — (er nimmt sie in den Arm, Mathilde macht sich verwirrt los.)

Rudolph von Ebenburg tritt ein.

Rudolph. Seid mir alle gegrüßt, und verzeiht, wenn ich Euer Fest störe; ich wünschte unter Euch die edle Hausfrau herauszufinden.

Mathilde. Was soll sie, edler Ritter, was habt Ihr ihr zu sagen?

Rudolph. Einen Gruß soll ich Euch bringen von Eurem Gemahl und Herrn Walther von Berneck, in wenigen Wochen hoft Er Euch hier in seine Arme zu schließen.

Mathilde. Walther?

Leopold. Er lebt?

Karl. (stürzt aus dem Hintergrunde hervor auf seine Knie.) Mein Vater? — O er kömmt!

er kömmt, meine Mutter! — Jezt Ihr Spielleute, jezt ist es Zeit zu blasen! Nehmt beide Backen voll, und stoßt in die Trompeten; laßt die Pauken laut und lauter donnern! — — Ins Teufels Namen blaßt!

(Die Pauken wirbeln, die Trompeten schmettern.)

Conrad. Soll ich die Freude erleben? —

Mathilde. (steht nachdenklich. Leopold geht auf und ab.)

Rudolph. Ja freuet Euch, denn er ist tausend Gefahren entronnen, er war verwundet und krank, und noch ist er nicht ganz genesen, aber Eure Liebe wird ihn bald völlig wieder herstellen. Er hat sich gehalten wie ein wackrer Ritter, dafür war er im ganzen christlichen Lager bekannt, er war gewöhnlich im dicksten Gedränge der Speere, ein Platzregen von Pfeilen war oft um ihn versammelt.

Karl. Und nun kehrt er wieder! Komm,

Conrad, unter dem weiten gestirnten Himmel muß ich meiner Freude, meinen Thränen Luft machen. (beide ab.)

Mathilde. Ihr habt uns Allen Freude gebracht, Ritter, nehmt nun auch an unserm Feste Theil.

Rudolph. Verzeiht mir, edle Frau, ich bin heut weit und schnell geritten, ein Nachtlager und ein Trunk Wein's wäre mir erwünschter.

Mathilde. Georg, gieb dem Ritter ein Zimmer und ein Nachtessen.

Rudolph. Ich danke Euch. (ab mit Georg)

Hofmeisterinn. Lebt wohl, gnädige Frau, wir dank·ı Euch herzlich.

Mathilde. Ihr wollt fort?

Hofmeisterinn. Unsere Sänfte wartet schon seit einer Stunde, es ist nicht weit und der Mond scheint hell. (ab mit Adelheid)

Burgvoigt. Jezt werd ich den Rittern

ihre Nachtlager anweisen lassen, eben so den Damen, damit alles in guter Ordnung geschehe.

Leopold. Ihr seid nachdenkend, gnädige Frau?

Mathilde. Ach! Ritter!

Leopold. Was ist Euch?

Mathilde. Mir ist wie im Traum, oder als wenn ich jetzt erwachte und hätte diese sechszehn Jahre verträumt.

Leopold. Glaubt Ihr, daß Euer Gemahl zurückkömmt?

Mathilde. Habt Ihr es nicht gehört?

Leopold. Er war unpaß, als ihn der Ritter verließ —

Mathilde. Er kehrt zurück und ich sollte mich freuen; aber Leopold, wenn ich die Wahrheit reden soll —

Leopold. Was ist es?

Mathilde. Ihr kennt ihn nicht; er ist

ein rauher Mann, der fast immer mit der ganzen Welt verdrüßlich schmollt, ich ward ihm mit Gewalt verheirathet, ich habe keine fröhliche Stunde mit ihm erlebt.

Leopold. Ihr rührt mich.

Mathilde. Jezt kömmt er nun zurück, um sechszehn Jahre älter, krank, — damals war ich ein Kind, und fühlte meine unglückliche Lage nicht; wie wird mir nun seyn, da ich zu Verstande gekommen bin?

Leopold. Denkt noch jezt nicht daran.

Mathilde. Kann ich anders? — wie soll ich ihn empfangen? — Ach Himmel! vergieb mir die Sünde, aber ich war immer im Stillen überzeugt, daß er gestorben sei, ich hatte mich schon darüber zufrieden gegeben — und nun —

Leopold. Könnt' ich Euch trösten! Wolltet Ihr Trost von mir annehmen!

Ma-

Mathilde. Lebt wohl! — (sie geht schnell ab.)

Leopold. Sollte sie, — doch mags, ich will's der Zeit überlassen die alles in Ordnung bringt.

(Die Damen sind indessen abgegangen.)

Burgvoigt. Kommt, Ritter; ich hoffe, daß mancher unter Euch ein wenig taumelt, denn sonst müste ich von unsern Weinen etwas schlechtes denken. — Kommt zu Bett. — (Die Ritter gehn ab. Knappen treten auf, die die Lichter auslöschen. der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Auf Wildenbergs Schlosse, ein Zimmer.)

Leopold und Reinhard sitzen und trinken.

Leopold. Ihr waret also im Thurnier unglücklich?

Reinhard. Ich schäme mich, daß ich als ein Überwundener vor Euch erscheinen muß.

Leopold. Ihr werdet mit der Zeit auch siegen lernen. Glaubt mir, wen das Glück gleich anfangs zu sehr begünstigt, der mißbraucht es bald und verdient es daher nicht.

Durch Ungemach muß der Ritter reif werden. So wie Ihr mich hier seht, bin ich siebenmal besiegt worden, ehe ich einen Dank davon trug.

Reinhard. Und Ihr zürntet nicht auf Euch selber?

Leopold. O ja, ich war thöricht genug; indeß lernte ich durch mein Unglück Vorsicht, und so gewann ich im achten Thurnier einen ansehnlichen Preis.

Leopold. Ich hatte schon zwei Ritter aus dem Sattel gehoben, als mein verwünschtes Roß stolperte, und mich, da ich darauf nicht gefaßt war, in den Sand warf. — Vermaledeiter Zufall! —

Leopold. Trinkt, trinkt! — Dem Sieger Reinhard von Berneck im nächsten Kampfspiele!

Reinhard. Wohl, es gilt! Ihr macht mir neuen Muth, und Ihr seid der einzige

Mann in unsrer Ritterschaft, der mein Gemüth erheben kann.

Leopold. Wie das?

Reinhard. Schon seit lange habe ich von Euch gehört und schon seit lange wünsche ich Euch nachzueifern; Ihr seid mein Vorbild, mein Heiliger, wenn ich so sagen darf.

Leopold. Erhitzt nicht der Wein Euer Blut?

Reinhard. Bei Gott nicht, ich kann die übrigen nicht achten, die ein enges, trübes Leben leben, und ihren Stand als einen Dienst betrachten, die von ihren Pflichten immer grade so viel erfüllen, um in keinen bösen Leumund zu fallen, und ihres Arms nur gebrauchen, wo sie die dringendste Gelegenheit auffordert. — Aber Ihr seid ein freier Mensch, Ihr adelt den Stand, indem Ihr ihn zu etwas edlerm

macht, Ihr laßt Euch die ganze Welt dienstbar werden, und Eure Gunst erobert so Mann als Weib.

Leopold. Möchtet Ihr mich doch bald zu einem Großsprecher machen, da ich dies von einem so wackern Jünglinge hören muß.

Reinhard. Wollt Ihr Euch mein in der Zukunft annehmen?

Leopold. Was an mir liegt, soll gern geschehn. — Aber warum hängt Ihr Euch nicht mehr an die Weiber? Ihr seid gut gebaut, habt ein feuriges Auge und es liegt nur an Euch, sie alle zu Euren Sklavinnen zu machen.

Reinhard. Die meisten sind mir zuwider und es graut mir vor dem Gedanken, mit ihnen näher bekannt zu seyn: ich fürchte, sie möchten mir alle Lust und allen Muth zu mannlichen Thaten rauben, mich in eine

verächtliche Weichlichkeit einlullen, daß ich so unterginge.

Leopold. Wer wird auch das fürchten! — Ihr müßt sie nur für nichts anders nehmen, als sie sich geben, nicht höher schätzen, als sie selber geschätzt seyn wollen und vor allen Dingen keine von ihnen heirathen.

Reinhard. Kennt Ihr Adelheid von Orla?

Leopold. Ein nichtsbedeutendes langweiliges Gesicht, blos zur Ehefrau geschaffen, und doch nur für einen Ehemann, der wenigstens nach jedem Monate sechs Wochen auswärts in Fehden verwickelt ist.

Reinhard. Es thut mir leid, daß sie Euch mißfällt, sie wäre fast das einzige Geschöpf —

Leopold. O seht Euch nur munterer um, und Ihr werdet gewiß anders sprechen. —

Eure Mutter muß einst ein Muster unter den schönen Mädchen gewesen seyn.

Reinhard. Man sagt's; darum heirathete sie mein Vater auch als ein armes Fräulein.

Leopold. Werdet Ihr auf dem Johannistage auf dem Schlosse Berneck seyn?

Reinhard. Ich weiß nicht, — wenn haben wir Johannis?

Leopold. In drei Tagen.

Reinhard. Denn ja.

Leopold. Warum verlegt aber Eure Mutter ihr Fest grade auf diesen Tag?

Reinhard. Ich weiß es selbst nicht genau; mich dünkt, es ist ein heimlicher Aberglaube, der sie dazu antreibt, sie hat schon seit immer eine Furcht vor diesem Tage und ist daher ungern um diese Zeit allein.

Leopold. Also eine Weiberschwachheit? — Nun sie ist mir dadurch um so lieber,

denn wenn die Weiber recht sehr Weiber sind, sind sie am schönsten.

Reinhard. Das müßt Ihr verstehn.

Leopold. Ich mag es wohl endlich durch lange Erfahrung erlernt haben. — Seid Ihr zum Jagen rüstig?

Reinhard. Von Herzen.

Leopold. Ich weiß, daß Euch mein Revier freuen wird. — Nun so kommt. (ab.)

(Auf dem Schlosse Berneck.)

Conrad allein.

Ein Schmaus jagt den andern, ein Ungethüm das andere. Morgen soll also die Burg von neuem mit Nachtschwärmern angefüllt werden, mit wildem Lärmen und verliebten Gesängen? — O mein Herz trägt es kaum mehr. Daß sich nur die alten Ah-

nen in ihren finstern Gewölben nicht rühren, wenn sie den Klang der Musik vernehmen, daß sie tückisch werden, daß man so diesen wichtigen Tag entweiht.

Georg und Franz.

Conrad. Franz, Du gehst nach Orla und von da nach Dornbusch, um die Ritter und ihre Damen auf morgen einzuladen. — Du, Georg, hast auch mancherlei zu besorgen, haltet Euch daher nicht mit unnöthigem Schwatzen auf. Thue ein jeder redlich das seinige. (ab.)

Franz. Nach Dornbusch? — O weh, da werde ich kaum vor morgen Abend zurückkommen. — Über die Einfalt, sich immer noch zu guter lezt auf die besten Gäste zu besinnen, so daß sie kaum Zeit gewinnen, sich zum Schmause umzuziehn. — Und

wenn ich nur morgen Abends zurückreite —
Hu! mir schaudert die Haut schon jezt.

Georg. Weswegen denn, Franz?

Franz. Ach! — ich möchte, daß der Alte einem andern Knappen den Auftrag gegeben hätte. Ja wo es nur was gefährliches zu thun giebt, da muß ich gleich derjenige seyn, der gemißbraucht wird.

Georg. Hiebei aber kann ich die Gefahr weder einsehn noch begreifen.

Franz. Weißt Du denn auch alles, Du junges überverständiges Hähnlein? Noch so manches in der Welt ist vor Dir verborgen, und wird es auch wohl bleiben. Es gehört nicht alles für solche Narrenköpfe.

Georg. Nun, ereifre Dich nur nicht; wenn es zu begreifen ist, so unternehme ich's so gut als ein andrer, es aus dem Grunde zu verstehn.

Franz. Willst Du den Ritt überneh-

men, wenn ich es Dir alles und genau erzähle?

Georg. Von Herzen gern.

Franz. Nun so höre: — Erst vor einem Jahre starb hier im Schlosse eine alte Amme, die die beiden jungen Herren groß gesäugt hat. Ich war lange Zeit ihr Vertrauter und da erzählte sie mir an einem Winterabend —

Georg. Nun?

Franz. Wie in jeder Johannisnacht ein eisgraues Gespenst durch das ganze Schloß gehe, die Tapeten und Waffenrüstungen aufmerksam betrachte und auch wohl zu Zeiten mit dem Kopfe schüttele. — Das Gespenst trägt einen langen Bart und hält einen großen Stab in der Hand: sie hatte es selbst zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen. — Dann stellt es sich vor den Eingang der Burg und streift nächtlicherweise durch alle

Gebüsche und winselt und klagt, und ist giftig für jeden der ihm zufällig nahe kommt.

Georg. Seltsam!

Franz. Manchmal trägt es sich mit den Geräthschaften des Schlosses und schollert mit weiten Schuhen auf den langen Gängen: es sieht aus einem Fenster der Burg und zieht vor jedem, der vorüber geht und es nicht kennt, eine weisse Kappe ehrbar ab; aber jedermann, den es so grüßt, muß noch in demselben Jahr sterben.

Georg. O!

Franz. So treibt es sein Wesen, bis die Sonne wieder aufgehn will: dann schleicht es winselnd zur Ruhe, man hat es in die Kapelle ganz deutlich gehn sehn, in der die alten Herren liegen.

Georg. Mir wird bange. — Ist denn noch nie ein Beschwörer hier gewesen?

Franz. Es würde nichts fruchten, und

die Hausfrau will auch nicht gern das Gerücht von dem Gespenste auskommen lassen, aber sie fürchtet sich selbst, darum hält sie schon seit mehrern Jahren an diesem Tage bis in die tiefe Nacht Gesellschaft. — Georg, wenn so der graue Mann vor unser Bett träte und uns mit einer eiskalten Hand aufweckte.

Georg. Heilige Mutter Gottes! ich wäre des Todes.

Franz. Die alte Wärterinn vertraute mir auch zugleich, daß das der erste, uralte Ritter sei, der diese Burg Berneck bewohnt habe; er soll seinen Bruder meuchlerisch umgebracht haben, um sein Vermögen zu bekommen, und darum hat er nun keine Ruhe im Grabe und geht nun an dem Tage herum, an dem die Burg eingeweiht wurde.

Georg. Wie wunderbar!

Franz. Das soll nun währen, hat man

mir gesagt, bis zwei Brüder in der Familie entstehn, von denen der eine den andern ermordet, ohne daß sich jener widersezt. — So lautet eine steinalte Prophezeihung und man sagt, daß das Greisgespenst nun sehnlich darauf warte.

Georg. O da kann es lange warten.

Franz. Aber nun geh' in den Stall und sattle Dein Pferd, sonst kömmst Du zu spät.

Georg. Bei Gott, es dämmert schon; die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke.

Franz. O heute hat's noch keine Noth. — Komm, ich will Dir helfen. (beide ab.)

(Mathildens Gemach.)

Mathilde. Leopold von Wildenberg.

Mathilde. Nein, Ihr müßt fort, noch jezt, eh' es Abend wird.

Leopold. Warum vertreibt Ihr mich so hastig? bin ich Euch so sehr zur Last?

Mathilde. Das nicht, aber mein Name, mein Ruf. — Was soll die Dienerschaft von mir denken?

Leopold. Ihr seid zu ängstlich.

Mathilde. Nein, nein, es ist genug, daß ich Euch zu morgen wieder eingeladen habe; — wenn nun Walther zurückkömmt, und irgend eine verläumderische Zunge erzählt ihm von Euch?

Leopold. Was kann er wollen? was kann er thun?

Mathilde. O er ist heftig und auffah-

rend, ich würde es entgelten. — O Leopold, wenn Ihr mich liebt, so geht.

Leopold. Ich liebe Euch und gehe. — Aber darf ich eine Versicherung von Euren Lippen mit mir nehmen?

Mathilde. Was verlangt Ihr?

Leopold. Daß auch ich Eurem Gemüthe nicht gleichgültig bin. — Nun, was sagt Ihr?

Mathilde. Was kann ich sagen?

Leopold. Was Euch Euer Herz eingiebt

Mathilde. Wenn es nun schweigt und stockt?

Leopold. So wollt Ihr mich rasend machen? —

Mathilde. Wie kommt Ihr darauf?

Leopold. Ich kann nicht fort, ohne eine Versicherung von Euch mit mir zu nehchen. — Seht, ich kann nicht sprechen, ich

kann

kann Euch meine Liebe nicht aufdringen, ich bin ein Mann, der für seine Liebe sterben kann, aber nichts Schönes sagen, um sie zu gewinnen.

Mathilde. Wie seid Ihr ungestüm, und wie wär' es möglich, daß Ihr es noch mehr seyn könntet?

Leopold. Aber so tröstet mich, beruhigt mich.

Mathilde. Was soll ich thun? — Beim Himmel! Ihr macht mich noch wahnsinnig, ich vergesse, daß Walther zurückkehrt, ich dulde Euch um mich, Ihr seid allein in meinem Zimmer — und soll ich nun noch selbst der laute Herold meiner Schande seyn, Euch meine wenige Liebe zu sichern und gegen meinen Gemahl mich des Meineides, der Treulosigkeit schuldig machen?

Leopold. Wie schön Ihr zürnt! Wie alle Fehler in Euch nur zu neuen Vollkom-

menheiten werden! — Gut, so verstoßt denn, wenn Ihr es wagt, das treuste Herz.

Mathilde. Ach! Leopold! —

Leopold. (zu ihren Füßen) Ich bin auf ewig der Eure. —

Mathilde. Ich habe nie gewußt, was Liebe war —

Leopold. Lernt es in meinen Armen.

Mathilde. Darf ich Euch vertrauen?

Leopold. So straf ich Euren Zweifel. (küßt sie.)

Mathilde. Ritter!

Leopold. Nun, Ungestüme! — Bei Gott! Ihr sollt Euch des Zorns entwöhnen, wenn er Euch auch noch so gut steht.

Mathilde. Ihr mißbraucht meiner Geduld.

Leopold. Und Ihr meiner Liebe. — Ich bleibe noch. — Nicht wahr? Soll ich

mir selbst die Bestätigung von Euren Lippen holen? — (küßt sie von neuem.)

Mathilde. Nun treibt Ihr's zu arg: lebt wohl, Herr Ritter. (eilt in ein ander Gemach.)

Leopold. Und wenn's der Teufel sagt, so geh' ich doch noch nicht! — (ihr nach.)

(Unten vor dem Schlosse Berneck.)

(Man sieht erhöht die Burg, unten steht rechts eine alte Eiche, links ein hohes Crucifix, das mit Blumenkränzen behängt ist.)

Conrad. Karl.

Karl. Ich kann nicht im Schlosse bleiben. Ist mir doch, als wenn die Wände zusammenrücken wollten, um mich zu erdrosseln. — Warum willst Du mich zurückhalten? Soll ich von neuem dem Hohn meines

Bruders, meiner Mutter und ihrer Gäste ausgesezt seyn?

Conrad. Aber es wird schon dunkel.

Karl. In meiner Seele ist die finsterste Nacht. — Seht, Fräulein Adelheid kömmt nicht. — Bei Gott, ich frage mich schon tausendmal: Warum will sie nicht kommen? Bleiben die bessern Gäste schon von Berneck weg? Scheuen sie diese unziemlichen Gelage? Und ich, der Sohn, dulde sie?

Conrad. Ihr seid erhizt.

Karl. Komm, wir wollen uns bei dem Crucifixe niedersetzen, da wird mir besser werden. — Warum ist es so mit Blumen geschmückt?

Conrad. Wißt Ihr es nicht? — Heut ist es Johannis, und die gutmüthigen Bäuerinnen aus der Nachbarschaft haben es so behängt. Das ist hier so die Landessitte.

Karl. Sage mir, warum mir Blumen als etwas so fremdes vorkommen?

Conrad. Ich versteh Euch nicht.

Karl. Warum es mir immer ist, als hätten sie sich nur in die Schöpfung mit eingeschlichen? Sie sind doch ganz und gar unnütz.

Conrad. Sie verherrlichen das Gewand der Erde, sie stehn unter dem grünen Grase und machen uns vergessen, daß die Erde schwarz ist und allenthalben wie ein aufgeregtes Grab aussieht.

Karl. Meinst Du, daß es jeder vergißt?

Conrad. Gottes Güte will es wenigstens so, daß keiner von den armen Menschen zu oft daran denkeu soll.

Franz schleicht herbei.

Karl. Was willst Du?

Franz. Dürft ich wohl — ich wollte nur ein Wort mit Conrad —

Conrad. Nun so sage.

Franz. Komm doch hieher, lieber Conrad.

Conrad. (steht auf.) Nun, was giebts? —

Franz. Ich wollte Dich nur recht ernsthaft bitten, daß Du mir alles das vergeben wollest, wenn ich mich manchmal gegen Dich vergessen habe.

Conrad. Wie kömmst Du so schnell darauf?

Franz. Seht, alter Mann, ich bitte Euch inbrünstig, denn ich habe wahrlich keine Ruhe, bis Ihr mir vergeben habt.

Conrad. Dich gereuen also Deine losen Worte gegen mich einigermaßen?

Franz. Von Herzen.

Conrad. Nun so vergebe ich Dir auch

LB Coburg

von Herzen, aber halte künftig das Alter in Ehren.

Franz. Ich danke Euch; nun kann ich doch ruhiger zurückgehn. — (ab.)

Conrad. Kommt hinein, Junker, die Abendluft wird feucht. — (Trompeten und Pauken aus der Burg.)

Karl. (springt auf.) Ja komm, aber nicht in den Saal zurück, sondern in die tiefen, dunkeln Gebüsche hinein; denn diese Töne da klingen mir wie laute hönische Worte auf meinen Vater. — (ab mit Conrad.)

Zwei Knechte.

1ster Knecht. Wo weilt der Ritter?

2ter Knecht, Er hat nur sein Roß im Gebüsche angebunden.

1ster Knecht. Dankst Du nicht auch Gott, daß wir endlich zu Hause sind?

2ter Knecht. Wer wollte da nicht Gott mit ganzem Herzen danken? Denn sage

mir nur, wo ist es wohl besser, als im Vaterlande? (singend.)

Im lieben deutschen Vaterland
Sind Mann und Mann auf Du bekannt;
Da mundet der Wein, den die Redlichkeit giebt,
Da mundet die Maid, die mit treuem Sinn liebt.

1ster Knecht.

Aus unserm deutschen Vaterland
Ist Tück' und Lug' und Trug verbannt.
Ein jeglicher liebt so mit Herz wie mit Mund
Das thu' ich, ein Deutscher, wohl jeglichem kund!

2ter Knecht. Heisa! wohl uns, daß wir da sind.

1ster Knecht. Das alte Berneck steht doch immer noch wie sonst.

2ter Knecht. Und wie sollte es denn anders stehn?

1ster Knecht. Nun, ich meine nur.

2ter Knecht. Deine Meinungen passen sich immer zum Verstande, wie die Faust zum Auge.

Walther von Berneck tritt auf.

Walther. Nun, habt Ihr nichts zu thun, als zu schwatzen und Eure Narrenlieder zu singen?

1ster Knecht. Herr, das Vaterland —

Walther. Ach was Vaterland! Versteht Ihr Tröpfe das Wort? — Seht zu meinem Pferde und bleibt zurück, bis ich Euch rufen lasse, ich will unter einem fremden Nahmen in die Burg gehn. (Die Knechte ab.)

Walther. Bin ich nun endlich da? — Kaum kann ich's selber glauben. — Ist dies Berneck und bin ich Walther, hier geboren, erzogen und zum Ritter geschlagen? — Die Nachtigall singt wunderbar aus dem tiefen Thale herauf, und ich höre den Waldbach durch die Nacht rieseln. — Die Sterne

kommen herauf, bald kömmt der Mond. — Wo ist das Bild des Heilandes geblieben, das ich aufrichtete, als ich nach Palästina ging? — Dorthin gerückt? — Warum? — Warum von dem Fußstege ab, der zur Burg führt? — Was sollen diese Neuerungen? Ist Euch das Crucifix im Wege, ihr Thoren? (eine kleine weisse Gestalt geht vorüber und grüßt demüthig.) Wahrlich, diese Versezzung ist mir von schlimmer Vorbedeutung.

Die Gestalt. (mit einer schnarrenden Stimme.) Bin ich keines Dankes werth?

Walther. Wer bist Du? — Ich fühle mich wunderbar ergriffen — wer bist Du?

Gestalt. Kennst Du mich nicht?

Walther. Nein, Nachtgesell, wahrlich nicht. — Aber Deine Gebehrden — (Trompetengetümmel in der Burg.)

Gestalt. (seltsam lachend.) Dir wäre wohl besser, nicht in dieses Schloß zu gehn. — (schleicht vorüber.)

Walther. — Besser? — Bin ich doch wie betäubt! — Kann den Mann so etwas zusammenwerfen? — Ich habe wohl ehedem sagen hören, unser Ahnherr der graue Ulfo wandle einmal des Jahres umher, seine schwere Schuld abzubüßen, aber ich habe nie daran so recht glauben mögen. — War es dieser? — Er war es wohl nicht. — Und wenn er's war? was kümmerts mich weiter? — Dennoch will ich hineingehn, und jezt gleich. Wer hat hier zu befehlen als ich? — Was nahen sich dort für Schatten?

Conrad und Karl kommen.

Conrad. Nein, redet es nicht an; Ihr könnt nicht wissen, was es ist.

Karl. Träumst Du, Conrad?

Walther. Aber jezt seh' ich erst, daß alle Fenster der Burg erleuchtet sind. — Was hat das zu bedeuten? — Nun, ich muß ja bald alles erfahren.

Karl. Grüß Dich Gott, fremder Mann! woher so spät?

Walther. Welche Stimme? — Guten Abend, Wandersleute; möchte man doch wahrlich bald an Gespenster glauben, so wunderlich richtet sich hier alles zu. — Wer seid Ihr?

Karl. Ich heiße Karl von Berneck.

Walther. Karl von Berneck? — Nun willkommen, wenn Du der bist, und her in meine Arme! denn ich bin Dein alter Vater Walther!

Karl. Conrad, hörst Du, was er sagt? — Wär' es möglich? Ach so schnell und so unverhoft! (zu seinen Füßen.) Ach! mein Vater!

Walther. Nun, steh auf, steh auf, ich verließ Dich als einen kleinen Knaben, und jezt bist Du, so viel ich sehn kann, tüchtig groß geworden — Was macht Dein Bruder, Deine Mutter?

Karl. Sie sind wohl; — ach! kann ich mich doch kaum erholen.

Conrad. Vergönnt Ihr wohl einem alten Knechte, Eure theure Hand zu küssen? — Ich heiße Conrad.

Walther. Guten Abend, Alter! Bist Du auch noch wacker? Nun, das freut mich.

Conrad. Ach Gott! daß ich alter Mann noch diese Freudenthränen weinen kann, — wodurch hab' ich das verdient?

Walther. Nun, nun, schon gut. — Wie ists denn sonst im Schlosse gegangen? — Was bedeuten denn die vielen Lichter?

Karl. Es ist heut Gesellschaft hier.

Walther. Gesellschaft? Fest? Weswegen? — Ehe ich zurückgekommen bin? — Wie ziemt sich das? Wer kommt auf so etwas? — Ich habe Trompetentöne gehört, und während drinne ein Fest gefeiert wird,

streifst Du, mein Sohn, hier wie ein vertriebener Knecht in der Finsterniß umher? Was soll das heißen? Gehst mit einem Knappen Hand in Hand, als wenn Du nicht geladen wärst und darüber schmolltest?

Karl. Seid Ihr doch wieder da, — wohl mir, daß ich es nun fassen kann, — o nun ist auch alles gut.

Walther. Ich sehe das Gute nicht. — Komm mit mir in den Saal, mit mir zugleich, Du mein unwürdiger Sohn, da will ich erfahren, warum Du Dich fortschleichen mußt. — Doch nein, hätte ich doch bald meinen ersten Vorsatz vergessen; unter fremdem Namen will ich hineintreten, während der ganzen Herreise habe ich es mir schon vorgenommen, und dabei soll es bleiben. — Bleibt zurück, Ihr sollt mir bald nachkommen. — (geht ab.)

Karl. Wie ist Dir, Conrad?

Conrad. Wunderbar.

Karl. Und nun, — worauf ich seit Jahren hofte, was ich mit Thränen vom Himmel erflehte, — der gewünschte Augenblick ist nun da und ich bin so kalt, — im Herzen ist mir so leer —

Conrad. So ist dem Menschen bei jeder großen und unerwarteten Freude. — Wir wollen Eurem Vater folgen.

Karl. Es ist nicht ganz in mir, wie es seyn sollte. — O Gott im Himmel, mache mich besser, wenn ich auf dem Wege seyn sollte, schlecht zu werden. (sie gehn nach.)

(Vorsaal auf der Burg, man hört Musik durch die Wand und Tanzen, es ist dunkel, der Mond scheint durch die Scheiben, und ein einzelnes Licht brennt abseits.)

Mathilde. Leopold.

Mathilde. Laßt uns zur Gesellschaft zurückkehren, man wird uns vermissen.

Leopold. In dem Getümmel? — Bleib, ich halte Dich hier fest, Du sollst mir nicht entrinnen, bis Du mir tausend und tausend Küsse abbezahlt hast.

Mathilde. Warum locktet Ihr mich hieher? Was habt Ihr mir zu sagen?

Leopold. (sie küssend. Daß ich Dich liebe, daß ich Dein bin auf immer.

Mathilde. Aber laßt mich. Seht, mir wird hier eiskalt — Hört Ihr nichts gehn, nichts schleichen?

Leopold. Nichts, meine Liebe.

Mathilde. Ich sehe Gesichter an den Wänden, die Mondstrahlen flimmern hin und wieder und flechten entsezliche Gebilde zusammen.

Leopold. Mathilde, Du liebst mich nicht, so wie ich Dich liebe.

Mathilde. Doch, Lieber, Theurer, aber jezt, es ist die schwarze Stunde der Mitter-

nacht,

nacht, Gespenster schleichen durch die Burg und lauren durch alle Zimmer, und wenn mich hier eins träfe —

Leopold. Du schwärmst und wie lieb bist Du mir darum.

Mathilde (noch ängstlicher.) Laßt mich; ich fühl es hinter meinem Rücken, es arbeitet hohl in der Mauer und will heraus. —

(Drei starke Schläge am Burgthor, der Thürmer bläst.)

Mathilde. (laut aufschreiend und entfliehend.)

Leopold. Was ist denn das? — Wahrlich, sie könnte mich mit ihrer Furcht anstecken. (geht ab.)

Burgvoigt mit einem Knecht der eine Fakkel trägt, er ist halb betrunken.

Burgvoigt. Nun, wahrhaftig, wenn sich dabei soll ruhig zechen lassen, so will

ich meine beiden Sporen verlieren. — Du, was war denn das draußen?

Knecht. Ein fremder Ritter.

Burgvoigt. Sage, ein fremder Teufel, ein verhenkerter Unglücksrabe, der uns mitten in die Freude hineinfliegt. Das sind die lästigsten Gesellen, da reiten sie erst am Tage weit und breit herum, verirren sich in der Nacht, um dann mit ihrem Pochen eine lustige Gesellschaft zu stören.

Walther von Berneck tritt auf, ein Knecht mit einer Fackel.

Walther. Gott grüß Euch, Herr.

Burgvoigt. Gott dank' Euch gar freundlich. Was ist Euer Begehr?

Walther. Könnte ich die Hausfrau sprechen? Ich bringe Ihr Kunde von ihrem Manne.

Burgvoigt. Nun, das ist uns herz-

lich lieb, daß der Alte doch wieder von Zeit zu Zeit etwas von sich hören läßt.

Walther. Ihr scheint lustig zu seyn.

Burgvoigt. Ein kleines Tänzchen, wenn's Euch so gefällt.

Walther. Mir gefällt es aber nicht.

Burgvoigt. Nun, so mags Euch denn nicht gefallen.

Walther. Ihr seid ein wunderlicher Mann. — Wollt Ihr mir die Hausfrau rufen?

Burgvoigt. Tretet Ihr nicht in den Saal?

Walther. Ich komme von der Reise, ich würde mich vor so vielen edlen Gästen schämen müssen.

Burgvoigt. Nun, so will ich sie rufen, — Wie er selbst ganz recht sagt, er ist ein wunderlicher Mann. (ab.)

Walther. Diese Aufnahme war seltsam

genug. — Was wird sie sagen? welche Gebehrden wird sie machen?

Mathilde (tritt mit dem Burgvoigt auf; die Thür des Saals bleibt offen, und man sieht drinne die Tanzenden.)

Burgvoigt. Hier ist der Ritter.

Mathilde. Ich freue mich — Gott im Himmel! sehe ich nicht Walther, meinen Herrn und Gemahl vor mir?

Walther. Du siehst ihn, Mathilde, und mich wundert fast, daß Du ihn noch wiederkennst.

Mathilde. Ihr habt Euch sehr verändert.

Walther. Findest Du das? Du aber ebenfalls.

Mathilde. Ich bin älter geworden um sechszehn Jahr.

Walther. Auch um sechszehn Jahre klüger? — Was macht Reinhard?

Mathilde. Erlaubt, daß ich ihn herführe. (ab.)

Burgvoigt. Ihr seid also Herr Walther?

Walther. So scheints.

Burgvoigt. Und im Ernst und in der Wahrheit?

Walther. Wenn Ihr nüchtern seid, dürft Ihr mich nur beschauen.

Mathilde und Reinhard, die übrige Gesellschaft bricht mit herein, die Musik schweigt.

Leopold (geht einsam im Saale auf und ab.)

Reinhard. Mein Vater!

Walther. Du bist mein Sohn. — Wie geht es Dir? Du bist so munter? — Und wo ist Karl?

Reinhard. Ich weiß es nicht, er pflegt oft umher zu streifen, ohne sich Tagelang von seiner Mutter sehn zu lassen.

Walther. O lästre ihn nicht, ihn fand

ich in Trauer und einsamen Schmerzen, wie es sich für einen guten Sohn ziemt. — Guten Abend all zusammen, ihr meine Gäste, ob ich Euch schon nicht gebeten habe, dennoch müßt Ihr mir willkommen seyn, weil es nun nicht mehr zu ändern ist.

Mathilde. Mein Gemahl —

Walther. Du siehst ich bin bei Laune.

Karl und Conrad kommen.

Walther (schließt Karl in seine Arme.) Dies ist mein wahrer Sohn, hörts! Er ist der, den ich für würdig erkläre. Meinen besten Segen für ihn.

Karl. (zu seinen Füßen.) O mein Vater, wenn diese Worte Euer Ernst waren, so schlagt mir meine herzliche, demüthige Bitte nicht ab.

Walther. Was willst Du mein Sohn?

Karl. Laßt mich nicht vom Boden aufstehn, ehe ich nicht durch Eure tapfere Hand

zum Ritter geschlagen bin. Laßt mich nicht vergebens knien, mein Vater, o Ihr seht ja meine ungeduldigen Thränen.

Walther. Ich wundre mich vielmehr nur, daß Du diese Wohlthat noch von mir erflehn mußt. — (zieht sein Schwerdt) Empfange diesen adelnden Streich und stehe als Ritter wieder auf. — Ihr alle seid Zeugen.

Karl (umarmt ungestüm seinen Vater, dann die Mutter und den Bruder) Nun bin ich frei, nun darf ich die Luft athmen. Nun bin ich Deinesgleichen, Bruder! — Nun mag ich es mit jedem Manne aufnehmen! — Ich will mir ein Schwerdt holen! (schnell ab.)

Walther. Welch ein ungestümer Jüngling! — Warum ertheilte man ihm nicht schon längst diese Wohlthat?

Reinhard. Er schien es selber nicht zu wünschen.

Walther. Sohn Reinhard, mir hat

noch kein Wort gefallen, das Du bis jezt gesprochen hast; das müsse besser kommen, sonst sind wir nicht für einander.

Reinhard. Ihr seid unwillig, mein Vater.

Walther. Und mit Recht. — Wer ist der fremde Mann dort?

Reinhard. Ritter Leopold von Wildenberg.

Walther. Der Name ist mir bekannt, ich glaube, er ist mein Pathe.

Leopold. (der sich nähert) Kann wohl seyn, Herr Ritter.

Walther. Warum seid Ihr so verdrüßlich?

Leopold. Ich bin es nicht, das ist mein Wesen so.

Walther. Reinhard, suche Deinen Bruder, und bringe ihn zu mir. (Reinhard ab.) Und Ihr, Mathilde, gebt mir doch

meinen alten Pokal mit Wein; ich fühle mich matt. (Mathilde ab.)

Leopold. Wir freuen uns alle, daß Ihr so glücklich zurückgekommen seid.

Walther. Ja, ich bin da in Eure Freude hineingefallen, wie ein unvermuthetes Gewitter. Ihr müßt es mir nicht übel deuten, denn ich sehe jezt erst, daß ich Tanz und Musik gestört habe.

(Die Gäste zerstreuen sich wieder nach und nach in den Saal, einige bleiben im Vorsaal.)

Mathilde. (mit dem Pokal.)

Walther. Auf Eure Gesundheit! — Der Wein ist gut. — Von Wildenberg heißt Ihr und Leopold?

Leopold. Ja.

Walther. Ich habe diesen Namen oft unterwegs nennen hören und da hätt' ich nicht gedacht, Euch hier zu treffen.

Leopold. Wie meint Ihr das?

Walther. Ihr habt einen gar großen Ruhm, daß Ihr ein großer Sieger und Held bei Mädchen und Jungfrauen seid, und da gedachte ich wahrhaftig nicht, Euch hier bei meiner alten Frau zu finden.

Leopold Wunderbar, Herr Ritter —

Walther. Tragt Ihr Neuigkeiten zu? Laßt mich doch auch etwas davon hören. Ihr habt auch wohl den Rath gegeben, das Crucifix aus dem Wege rücken zu lassen, das auf meinen Befehl in den Weg gesezt wurde?

Leopold. Ich will mich entfernen, damit ich mäßig bleiben mag. — Lebt wohl.

Walther. Und Du, Mathilde, hattest aller Ehren vergessen, taumelnde Gelage und wilde Feste anzustellen, indeß ich fern war, indeß Du mich todt wähntest?

Mathilde. Mein Gemahl —

Walther. Schweig, bringe mich nicht

noch mehr auf! — Und Deine Gäste, wahrlich, sie gereichen Dir zur schlechten Ehre —

Leopold. Wie meint Ihr das, Herr Ritter?

Walther. Wer giebt Euch denn ein Recht zu fragen? Warum seht Ihr mich so an? Was soll Euer Blitzen mit den Augen bedeuten?

Leopold. Schonet Eurer Hausfrauen, bei Gott! sie ist ein edles Weib!

Walther. Sagt Ihr das? — Nun so werd' ich es schon glauben müssen.

Leopold. Wer Ihre Ehre antasten will, sei es auch, wer es sei, — hier liegt mein Handschuh!

Walther. Seht doch, wie keck und verwegen! — Wer will denn ihre Ehre antasten? Wenn Ihr es nicht habt thun wollen, uns andern ist der Gedanke fremd.

Leopold. Herr Ritter, diese Sprache klingt seltsam.

Walther. Ist Dir die Wahrheit ein so seltnes Gericht?

Leopold. Ihr seid ein alter hitziger Graukopf, ich bin hundert Fehden bestanden, aber aus dieser Zungenfehde mache ich mich davon.

Walther. Beim Himmel! Großsprecher, diese Worte sollst Du nicht umsonst gesagt haben. Hab ich nicht die Schwerdter der Ungläubigen gesehn und Todesgefahr vor und hinter mir kennen gelernt, und Du meinst, ich sollte nun einen solchen Weiberknecht fürchten?

Leopold. Geht, Ihr sprecht und wißt nicht was.

Walther. (zieht den Degen.) Dies ist die Rittersprache, und wenn Du die verstehst, so zieh, Memme.

Leopold. Ich mag in Eurem Schlosse nicht ziehn, und wenn Ihr mich auch noch einmal eine Memme scheltet.

Walther. Ungläubiger Hund! zieh den Degen, sag' ich, oder ich halte Dich für einen Nichtswürdigen.

Leopold. Nun, wenn es denn seyn muß, alter Schwätzer. (Gefecht.)

Mathilde. Um des Himmelswillen haltet! — (sie fällt ihrem Gatten in die Arme, Leopolds Stoß trift ihn.)

Walther. Daß Du verflucht seist, Du hast mich ermordet, nicht er. —

Mathilde. Ermordet?

Walther. Bringt mich fort, ich fühle mich schwach. — O verdammtes Schicksal! — (er wird abgeführt, Mathilde folgt.)

Leopold. Ihr seht, Ritter, wie er mich zwang.

Reinhard. (kömmt.) Ich kann ihn nicht finden. — Wo ist mein Vater?

Leopold. Todt, erschlagen von mir.

Reinhard. Von Euch?

Leopold. Hier ist noch mein Schwerdt; wollt Ihr Genugthuung? — Er zwang mich.

Reinhard. Mein Vater! (ab in das Zimmer.)

Conrad aus dem Seitengemach, Karl aus dem Hintergrunde mit einem Schwerdte.

Conrad. O Karl! —

Karl. Nun?

Conrad. Euer Vater — er stirbt.

Karl. (wirft das Schwerdt weg.) Sagt ich's nicht, daß alles nur ein froher Traum sei? — (ab.)

Leopold. Ich bin ohne Schuld. (ab.)

Conrad. Ja, wirf Dich nur nieder

und wasche seine Wunde mit Deinen Thränen, er wird doch nicht bei Dir bleiben. —

Karl. (stürzt heraus.) Er ist todt! — Conrad! (er sinkt in seine Arme, der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Auf der Burg Irla.)

Reinhard. Die Hofmeisterinn.

Reinhard. Ist Euer Fräulein nicht zu sprechen?

Hofmeisterinn. Sie kleidet sich eben an. — Woher so früh, Herr Ritter?

Reinhold. Ich hatte keine Ruhe auf meinem Schlosse, da ritt ich hier vorbei und stieg ab, um zu sehn, wie Ihr Euch befindet.

Hofmeisterinn. Viel Ehre für Eure demüthige Dienerinn.

Rein=

Reinhard. Sie ist wohl, munter?

Hofmeisterinn. Leichtherzig und froh, wie ein Vogel in der Luft. — Was weiß die Jugend von Sorgen und Kummer? das lebt von einem Tage zum andern hinüber und wird es nicht überdrüssig, wenn immer dieselben Stunden und dieselben Freuden wiederkehren.

Reinhard. Ihr beschreibt da das schönste jugendliche Leben, das ruhigste Glück.

Hofmeisterinn. Aber es währt heut ziemlich lange mit ihrem Ankleiden.

Reinhard. Das Fräulein kömmt schon.

Adelheid tritt auf.

Adelheid. So wißt Ihr auch, wie ich sehe, unser Schloß zu finden, Herr Ritter?

Reinhard. Es wär seltsam, wenn ich in der Gegend hier so wenig bekannt wäre, da Berneck gegenüber liegt.

Adelheid. Man vergißt oft das Naheliegende am ersten und am liebsten.

Reinhard. Etwas, das Ihr mir nicht zutrauen werdet.

Adelheid. Ich kann darüber mit Euch nicht rechten. — Was macht Euer Bruder?

Reinhard. Wohl und auch nicht, wie Ihr es nehmt, er hat ein finstres, trübsinniges Gemüth, ganz das Bild meines gestorbenen Vaters; eben so auffahrend und jachzornig. — Daß er so glücklich ist, daß Ihr Euch nach ihm erkundigt, vermuthet er schwerlich.

Adelheid. Warum ist er nicht froh und heiter?

Reinhard. Es giebt Geister, mein Fräulein, die immer von einem schweren Gewichte zu Boden gezogen werden, das sie selbst nicht kennen: die sich nie mit leichten Schwingen in die Luft erheben, sondern

halb aus Eigensinn, halb aus Temperament immer schwer und verdrüßlich sind; und zu diesen gehört mein Bruder. Es ist daher ein unangenehmes Geschäft, mit ihm umzugehn.

Hofmeisterinn. So ist er melankolisch?

Reinhard. Er war es von Jugend auf, und alle, die ihn umgeben, müssen seine Laune entgelten.

Adelheid. Ihr liebt ihn nicht?

Reinhard. Er vermeidet mich sorgfältig, er traut mir nicht, wie soll ich ihn da lieben können?

Adelheid. Ist er doch Euer Bruder.

Reinhard. An unsre frühern Kinderjahre denke ich immer mit einer Art von Rührung zurück, damals waren wir ganz einverstanden, damals war er zärtlich und liebevoll. Aber wie ein böser Genius um-

hüllt ihn jezt ein dunkler Schatten, der jeden mit Herzensfrost ergreift, der ihm näher tritt.

Hofmeisterinn. Er sollte einen Arzt um Rath fragen.

Reinhard. Wenn man ihn nur erst dahin bringen könnte, daß er sich für krank hielte; aber so glaubt er sich gesund, und die ganze übrige Welt übel auf.

Hofmeisterinn. Aber das ist grade das gefährlichste Zeichen seiner Krankheit: ich habe schon mehrere solche Menschen gekannt, die nachher wieder ganz ordentlich zurecht gebracht wurden.

Reinhard. Aber warum sprechen wir von ihm so weitläuftig? — Wir werden ihn doch nicht wieder herstellen. — Ihr waret nicht am Johannistage auf Berneck, mein Fräulein.

Adelheid. Und wohl mir, daß ich nicht dort war.

Reinhard. Ihr habt Recht, es war eine traurige Nacht. — Kaum sah ich meinen Vater und ich muste ihn wieder verlieren.

Adelheid. Ein schreckliches Schicksal! wie sehr hab' ich weinen müssen, als ich die That vernahm!

Reinhard. Ihr habt ein weiches, mitleidiges Herz, mein Fräulein.

Adelheid. Jezt hat Euer Bruder doch Recht, mit der Welt unzufrieden zu seyn.

Reinhard. Wer hätte das nicht? — Ihr weckt selbst in meinem Herzen alle Wehmuth.

Hofmeisterinn. Kommt in unsern Garten, Herr Ritter, der helle Himmel und die grünen Bäume werden Euch heiter machen. — (Reinhard führt Adelheid, sie gehn ab.)

(Schloß Berneck, der Vorsaal)

Karl (steht allein in einer Ecke, stumm und betrübt, den Blick auf den Boden geheftet.)

Conrad. (tritt auf.) Seid Ihr hier, Ritter? — Ich suche Euch in der ganzen Burg. — Ritter! — Ritter Karl!

Karl. (auffahrend.) Was willst Du?

Conrad. Wollt Ihr nicht zur Tafel kommen? Eure Mutter —

Karl. Nun meine Mutter?

Conrad. Eure Mutter und Ritter Leopold haben schon oft nach Euch gefragt. Die Tischzeit ist schon vorüber.

Karl. Mag sie doch, ich komme nicht. — Sage mir, Conrad, warum soll ich essen, da ich nicht zu leben verdiene?

Conrad. Wie Ihr auch wieder sprecht!

Karl. Es ist wahr, Conrad, — Hat nicht jeder Mensch, jeder Vogel, jedes

Gewürm einen Zweck, warum es lebt? Sieh, sie erwerben sich ihre Nahrung und schützen sich gegen Feinde oder sterben, — und ich, zu feige mich dem Tode auszusetzen, schleppe ein träges unbefriedigendes Leben hinter mir, indeß die Welt vor mir immer enger und enger zusammenfällt.

Conrad. Wenn Ihr ausrittet, Besuche machtet, Euch in der Gegend umschauetet —

Karl. Was würde es mir helfen? Alles weist nur nach einem Bilde hin, alles nennt mir nur einen und denselben Gedanken. — Ich erinnere mich aller Geschichten, die ich las oder erzählen hörte, und in keiner treffe ich einen so verworfenen, so nichtswürdigen Sohn an, als dieser Karl von Berneck ist.

Conrad. Ermuntert Euch, laßt doch Eure frische Jugend Herr über Euch werden.

Karl. Verdien' ich wohl den ritterlichen Schlag, den ich vom tapfern Schwerdt meines Vaters auf dieser Schulter empfing? Schon ist es so lang, — ach, Conrad! gieb dieser Faust Thätigkeit, und diesem Herzen das Recht freier und muthiger zu schlagen. — Oft wenn ich auf meinem einsamen Lager liege und mein trübes Auge gedankenschwer den Flug der Wolken beobachtet, dann ball' ich meine Faust mit heißem Ingrimm, dann ist mir, als wenn ich den Geist meines Vaters vorüberschweben sehe, der mir lächelnd winkt, dann nehm ich Dolch und Lanze, dann hör' ich die Streitaxt klirren — und dann wird es Morgen und es geschieht nichts.

Conrad. Theurer Ritter, Ihr seid mir jezt mit Eurer innern versteckten Wuth fürchterlich. Seht freier um Euch, so kann es doch nimmer gut werden.

Karl. Das wird es auch nicht; das

Schlimme wird nimmer gut. — Sieh, Conrad, bück' Dich hieher auf den Boden, — was wirst Du dort gewahr?

Conrad. Ich weiß nicht.

Karl. Sieh diese rothen Streifen! Ruft es Dich nicht an? Schreit es nicht tief in Dein Herz hinein? — Es ist das Blut meines Vaters, ich kenne es wohl. — Hier war der schändliche Kampf, hier erlag der Greis und hier steht sein Sohn — und besinnt sich, was er thun soll. — Sie haben dies fürchterliche Zeugniß nicht wegwaschen können, und unwillkührlich zieht diese blutige Stelle meinen Blick an sich.

Conrad. Ach Gott!

Karl. Mußte er darum allen Gefahren entronnen seyn, um hier so schmählich zu fallen? Darum? — Und von wem? — O ich möchte meinem Kopf gegen diese Mauern stoßen. — Conrad, ist Dir nun noch,

als wenn aus mir der junge Held Reinhold werden sollte, der Stolz und der Ruhm seines Stammes? — Aber es soll anders werden, bei Gott, ich schwör' es hier dem Geiste meines Vaters, — es soll!

Conrad. Laßt nur die Vorsicht Eure Entschlüsse leiten.

Karl. Eben diese Vorsicht, diese langweilige und feigherzige Schwätzerinn war Schuld, daß ich bisher Sohn zu seyn vergaß. Sprich mir nicht davon! Sie ist nur eine Ausrede des Feigherzigen, ein Vorwand, Thaten und Entschlüsse aufzuschieben. Glaube mir, das Leben ist ein großer Baum, mit weit ausgebreiteten Zweigen, Wind und Zufall blasen hinein und die Früchte fallen ab. Wenn Du unten schüttelst, so kannst Du nicht voraussagen, welche That herunter stürzen wird; oft ist etwas Wunderbares im Wipfel versteckt, das sich oft unver-

sehens mit dem andern losreißt — und darum ohne Besinnen, ohne Vorsicht und Gedanken. Mir ist es ängstlich zu überlegen, wenn ich mir eine That vorsetzen soll.

Conrad. Eure Reden erregen mir ein heimliches Grausen.

Karl. Nun darum geh nur, sage, daß ich nicht zu Tische kommen wolle, nicht kommen könne.

Conrad. Sie werden sich wundern.

Karl. Wenn ein Fels zusammenstürzt, wer denkt da an das Nest der Schwalbe, das mit verschüttet wird?

Conrad (ab.)

Karl. (allein.) Ja es sey. — (er kniet nieder und küßt den Boden) O du theures, theures Blut, das hier so verrätherisch vergossen ward; ja, du bist meine Reliquie, du waffnest meine Hand. — Athm' ich doch freier! Weiß ich doch nun, wer ich bin und

was ich will; die That selbst ist nur eine Zugabe zum Entschlusse. — Kein Gift ist mir so zuwider, als das Gesicht des unverschämten Verräthers — und mein Bruder kann freundlich und vertraulich mit ihm sprechen; wahrlich, ich habe gesehn, wie er ihm die Hand drückte, dieselbe Hand, die seinen Vater niederschlug. — Nun will ich in die Kapelle gehn, und auf dem Sarge meines Vaters beten. (ab.)

Franz. Georg.

Georg. Aber sie werden nach uns rufen.

Franz. Je, sie bedürfen ja jezt keiner Bedienung mehr. Die Tafel ist ja so gut wie aufgehoben.

Georg. Du hast immer Deine eigne Art zu erklären.

Franz. Ach! was willst Du davon

verstehn? — Komm, da hab' ich eine Flasche guten Wein, die wollen wir mit einander ausleeren.

Georg. Aber woher?

Franz. So halb und halb geschenkt bekommen. — Siehst Du, denen da drinnen ist es ganz wohl, wenn wir sie allein lassen, wir sehn ihnen durch die Finger und dafür wird uns wieder durch die Finger gesehn.

Georg. Du bist ein wilder Bursch, ich könnte nicht so seyn.

Franz. Und Du bist ein frommes, gutherziges Kind, ein wahrer Narr.

Georg. Du hast die Johannisnacht schnell vergessen, wo Du Dir so ernsthaft vornahmst anders zu werden.

Franz. Ach! das war damals; — andre Zeiten andre Sitten. Sieh doch nur unsre Ritter an, besonders den wackern

Herrn Leopold, das ist ein gescheidter Mann, der muß doch auch wissen was rechts und links ist, und wenn der sich nicht fürchtet, warum soll ich es denn thun?

Georg. Ich mag auf keine Autorität zum Satan fahren.

Franz. Gleich Satan! das Schlimmste gleich zum Ärgsten. Sieh, das ist ein kluger Mann. Als ich lezt durch das Zimmer ging und er mit unsrer Hausfrauen auf einem Ruhebettchen saß, machte ich nur ein pfiffiges Gesicht, und seit der Zeit bin ich sein Vertrauter, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gewechseit haben, — uud sieh, (indem er Geld zählt) das ist mein Einkommen.

Georg. Auf so etwas würde ich nimmermehr ausgelernt werden.

Franz. Dazu gehören auch natürliche Gaben. — Nun komm, hier ist ein Be-

cher. — Auf des Herrn Leopolds Gesundheit!

Georg. Nein, nein, — sieh, hier auf dieser Stelle starb der alte Herr von Berneck, und hier sollt' ich seines Feindes Gesundheit trinken? Nimmermehr! die Dielen würden unter mir zusammen brechen. (ab.)

Franz. Thorheiten! (er sezt sich nieder und trinkt.)

(Schloßgarten von Berneck.)

Leopold allein.

O über die unbegreiflichen Wünsche des Menschen! — Was heute mit allem Glanze auf mich wirkt, erscheint mir morgen nüchtern, schaal und ohne Bedeutung. Der Mensch jagt nach Räthseln, und kaum hat er die Auflösung entdeckt, so ärgert er sich über sich selbst. — Kann es denn keine Liebe geben, ohne

daß uns der Gegenstand unsrer Zuneigung am Ende widrig und verhaßt wird, wenigstens in manchen einzelnen abgerissenen Stunden? — O es giebt Tage, an denen man sich selber zur Last ist, wo alle Gegenstände umher unsre Seele und unsern Muth zusammen drücken. — Und sie kömmt nicht! — Hab' ich ihr Unrecht gethan? Ach selten wissen es zwei Menschen wie sie mit einander umgehn sollen.

Mathilde. Leopold.

Leopold. Nun, Mathilde, ist Euch besser?

Mathilde. Ach! Ihr habt mir eine sehr betrübte Stunde gemacht. — Dacht ich's, daß es so weit unter uns kommen sollte?

Leopold. Aber Ihr habt Tage an denen Ihr schmollt, ohne zu wissen worüber.

Mathilde. Könnt Ihr es denn begreifen, was manchmal mein Herz zusammen drängt? Ob nicht zuweilen, stille, innere Vorwürfe, schwarze Gedanken —

Leopold. Nun gut, gut, müßt Ihr mich auch dadurch noch aufbringen? — Nun werd' ich noch Eure Gewissensbisse, wie Ihr es nennt, hören müssen, und Ihr werdet mir so meine Fröhlichkeit, Laune, mein Leben, alles verderben.

Mathilde. Wie dringt Eure Heftigkeit, Eure Wildheit durch mein Herz! Wie viel muß ich nicht jezt schon von Eurer üblen Laune leiden! Euer ehemaliges leises und liebevolles Benehmen ist dahin, da waret Ihr nur in der Leidenschaft der Liebe heftig und jezt, — jeden Unmuth laßt Ihr an mir aus.

Leopold. Soll ich nicht? Soll ich nicht rasend werden? — wenn man sich der Liebe

eines Weibes so ganz hingiebt, ihr Ruhm, Thaten und Ritterpflicht opfert, wenn man in ihrem Wohlwollen ganz gefunden, oder zu Grunde gehn möchte, — und man findet sie dann kalt und verschlossen, zurückgezogen vor den innigsten Liebkosungen, verzagt wenn ich sie mit der heißesten Inbrunst in die Arme schließe —

Mathilde. Ach! was soll ich thun?

Leopold. Könnt Ihr Euch nicht mehr in Eurer Gewalt haben? Muß ich jede Eurer Thränen, jede Eurer trübseligen Stunden bemerken und fühlen? Warum kann ich mich zwingen? Ich lasse es Euch nie empfinden, wenn mir nicht wohl ist, oder ein Unwille mir im Herzen drängt und es zerreißen will.

Mathilde. Lieben wir uns denn also nicht?

Leopold. O solche Fragen, dergleichen

Reden könnten mich nun gleich verrückt machen. So wollt Ihr denn, daß wir uns trennen, eben so rasch und abgebrochen, als wir uns fanden? — Gut, es sey!

Mathilde. Leopold!

Leopold. Wollt Ihr etwas anders? — Oder Ihr wißt selbst nicht, was Ihr wollt.

Mathilde. Soll denn dies nun mit jedem Tage wiederkehren?

Leopold. Eben darum ist es besser, daß wir Abschied von einander nehmen.

Mathilde. O die wilden Männer! das rauhe, unbarmherzige Geschlecht! (sie weint.)

Leopold. Scheltet uns nicht, denn ihr erzürnt uns so lange durch diese kleinen Streifereien der weiblichen Kunst bis wir endlich die Geduld verlieren.

Mathilde. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Walther grade in der Johannisnacht starb, in derselben Nacht, da Ulfo

seinen Bruder mordete und diese Burg eingeweiht wurde.

Leopold. Werft Ihr mir auch das noch vor? —

Reinhard tritt auf.

Reinhard. Ha! treff' ich Euch doch grade recht, Ritter. — Guten Tag, Mutter, wie gehts Euch?

Mathilde. Gut, und Dir, mein Sohn?

Reinhard. Wie anders?

Mathilde. Man sieht Dich jezt so selten auf Berneck.

Reinhard. Ich streife herum, hier und da, Berneck ist ein finstrer trauriger Aufenthalt, es ist mir hier immer zu einsam. Wirds mir doch auf meinem eigenen Schlosse zu enge, ob es gleich besser und freundlicher liegt.

Leopold. Ihr seht wohl aus und leicht.

Reinhard. Und so ist mir auch, die

Jugend, dünkt mich, sollte sich nie anders fühlen; denn die Fröhlichkeit ist ihr Element. Was ich ändern kann, wenn es mir im Wege steht, suche ich zu ändern, und wo das unmöglich ist, lasse ich es auf sich selber beruhen.

Leopold. Dies ist die wahre Lebensweisheit, — wohl dem, der sie in keinem Augenblicke vergißt! (Mathilde entfernt sich.)

Reinhard. Man muß nicht zu oft, oder ängstlich daran denken, daß man lebt, denn sonst mögt' es sich kaum der Mühe verlohnen; wie die Zeit unmerklich forteilt, so müssen wir, ohne daß wir es bemerken, in der Zeit mitgehn; das vor und hinter sich sehn, dient nur dazu uns verwirrt zu machen.

Leopold. Ihr habt ganz Recht, das ist auch meine Meinung.

Reinhard. Und nun muß ich wieder

zu Euch von Adelheid sprechen. Sie verträgt die Behandlung wahrlich nicht, die Ihr mir vorgeschrieben habt.

Leopold. Weil Ihr mit meinen Regeln nicht umzugehn wißt; der gute Freund braucht zuweilen einen Rath umgekehrt, den ihm ein anderer giebt; man muß keinen Dolch zum Pfropfenzieher machen wollen.

Reinhard. O Ihr kennt das Mädchen nicht, sie ist eine Ausnahme von allen Euren Erfahrungen, sie würde auch Euren Verstand in Verwirrung bringen.

Leopold. Glaubt Ihr das?

Reinhard. Mir wird blind vor den Augen, wenn ich vor ihr stehe.

Leopold. Das kann ich mir denken, Ihr seid auch kaum zwanzig Jahr alt.

Reinhard. Was gilt's, ich heirathe sie, wenn sie mich will.

Leopold. Da habt Ihr meine Hand,

daß sie mit Freuden Ja sagt, wenn Ihr thöricht genug seid; ihr Vermögen ist klein, ihr Bruder kömmt wahrscheinlich zurück, und dann hat sie außer ihrem Schmucke nichts.

Reinhard. Daß Ihr auch gleich daran denkt!

Leopold. Ich denke für Euch. — Nun Glück auf dem Weg, ob es mir gleich weh thut, Euch auf dem Wege zu sehn.

Reinhard. Ihr seht die Sache von Eurer, ich von meiner Seite.

Leopold. Wir wollen darüber nicht streiten. (Mathilde kömmt zurück.)

Reinhard. Lebt wohl, Mutter.

Mathilde. Du eilst schon wieder?

Reinhard. Ich führe jezt ein unstätes Leben, vielleicht daß ich bald um so häuslicher werde. (geht ab.)

Leopold und Mathilde gehn schweigend auf und ab.)

Mathilde. Leopold! — zürnst Du noch?

Leopold. Nein, Mathilde, aber mißbrauche künftig meine Geduld nicht.

Mathilde. Ach, ich glaube, der Herbst kömmt schon herbei, alle Bäume sehn so dürre und abgestorben aus, große Wolken ziehn dort durch den Wald, jeder Fußtritt klingt so einsam wider — ich habe von Herzen weinen müssen, habt Geduld mit meiner Schwäche.

Leopold. (gerührt.) Mathilde!

Mathilde. Es wird Winter werden und dann wieder Frühling, aber vielleicht erleb' ich das nicht. Indem wir uns umsehn, ist ein Jahr entflohn; ich hoffte, daß mir an Eurer Seite das Leben mehr Stand halten sollte, und es ist nun eben so.

Leopold. Ihr quält Euch mit traurigen Gedanken ab.

Mathilde. Ich kann sie nicht von mir zurückhalten. — Meinen Sohn Reinhard seh' ich wenig, und meinen zweiten Sohn möchte ich noch seltner sehn.

Leopold. Er hat ein unglückseliges Gesicht. —

Mathilde. Mich wirft sein ernster glühender Blick zusammen, ich halte es oft nicht aus, wenn er mir gegenüber sizt. — Er ist nun bald Besitzer dieses Schlosses. — Ach! wie wird die Zukunft aussehn!

Leopold. Man muß in der Gegenwart nie daran denken, — laßt sie werden, wie sie will; indem wir darauf gefaßt sind, besiegen wir das Schicksal. — Kommt, das Wetter ist trüb und regnicht. — Heut Abend seh' ich Euch in Eurem Zimmer, aber Ihr müßt heiter seyn. — (sie gehn ab.)

(Rüstkammer.)

Karl allein.

Nein, kein Meuchelmord, nein, ich will ihm offen entgegen treten und mein Leben gegen das seinige wagen. — Wie schlägt mein Herz, da ich hier die Panzer und die Schwerdter aller meiner Ahnherrn hängen sehe. Hier sprechen mich Thaten und Geister an; — o ihr wunderbaren Überbleibsel aus einer alten Zeit, als man euch noch gebrauchte, und diese Äxte und Schwerdter im Getümmel klangen — wer dachte damals beim Feldgeschrei an jenen trüben Nachkommen, der hier unter Euch wandeln würde, um sein Herz zu einer guten That zu erweitern. — Dies ist vom ganzen Geschlechte übrig geblieben, — wie vertraut war die Hand meiner Väter mit diesen Griffen an den Lanzen, — o wie lieb' ich diese stummen, unbeseel-

ten, mir reliquientheuren Waffenbildungen! — Welches dieser Schwerdter mag wohl das älteste seyn? — Dieses mit der wunderbaren Handhabe, mit der fein getriebenen Goldarbeit? — ja, du sollst von nun an das meinige werden.

Conrad tritt herein.

Conrad. Seid Ihr hier, Ritter? — Ich habe Euch allenthalben gesucht, es ist nicht recht, wenn Ihr jezt allein seid.

Karl. Warum? — was meinst Du, daß daraus entstehen kann, wenn ich mit mir allein bin?

Conrad. Ach Gott! es ist mir selbst ängstlich zu Muthe, ich habe keinen hier im Schlosse, mit dem ich sprechen, mit dem ich umgehn könnte; da bin ich nun so dreist, mich immer noch zu Euch zu halten, weil ich Euch schon als Knabe kannte und

liebte, und Ihr mir, wie ich glaube, auch immer etwas gut waret. Alle Gesichter hier in der Burg sind mir fremd und zuwider, den Knechten und Knappen bin ich mit meinem Alter zum Gespötte, — o wenn doch mein Sohn, mein Wilhelm mit seinem Herrn aus dem gelobten Lande zurückkehrte!

Karl. Bleib immer bei mir, Conrad. — Horch! donnert es nicht fern ab in den Bergen?

Conrad. Ich glaube ja, die Winde rauschen gewaltig durch die Bäume, ungeheure Wolken arbeiten sich durch den Himmel und schwarze Schatten liegen in den Thälern. Ich glaube, es kömmt ein Gewitter herauf. — Seht, es leuchtet schon heftig aus der Ferne — nun, Gott im Himmel sei uns gnädig. —

Karl. Fürchtest Du Dich beim Gewitter, Conrad?

Conrad. Ja, Herr.

Karl. Ich nicht.

Conrad. Und doch solltet Ihr's. Es ist die Stimme des Herrn selbst, die dann über die Wolken hinfährt, und die arme zitternde Welt in banger Erwartung festhält; seht, Bäume, Wälder und Felsen fürchten sich, warum sollte es dem Menschen nicht ziemen?

Karl. Wie lange hast Du meinen Vater gekannt?

Conrad. Von seiner Jugend auf.

Karl. Und Du hast ihn geliebt?

Conrad. Daß ich's Euch nicht sagen kann. — Seht, wenn ich ganz zu Euch aufrichtig seyn soll, so fährt mir's durch Mark und Gebein, so oft ich nur den Fremden sehe. Gott hatte in der vorigen Woche sein Angesicht so sehr von mir gewendet, daß ich ihm gern Gift in den Becher geschüttet hätte, als ich ihn bei Tische bedienen muste.

Karl. Du bist mein wahrer Freund. — Und sage mir, wie denkst Du von meiner Mutter?

Conrad. Es kümmert mich Tag und Nacht, — (aber zürnt über meine Rede nicht,) daß sie die Wege des Herrn verlassen hat. Der Fremde hat sie verführt, — denn ehmals —

Karl. Nun, er soll nicht wieder zu ihr gehn. — Da Dein Herz so viel leidet, Conrad, o so kannst Du fühlen wie das meinige zerrissen wird, da ich von diesem ermordeten Vater der Sohn bin, da diese Entehrte meine Mutter ist. Er soll ihr Schlafgemach nicht wieder betreten, ich will es nicht länger dulden.

Conrad. Ach, ich zittre für Euch. Er ist ein geübter Ritter.

Karl. Mag ich doch sterben, wenn er nur gestraft wird; und zu wessen Freude

sollt ich auch weiter leben? Mein Bruder und meine Mutter hassen mich, kein ander Wesen fragt nach mir, — Dich ausgenommen, Conrad, darum weine nicht; Dich ausgenommen.

Conrad. Nun da seht Ihr, daß Ihr doch einer Seele lieb und theuer seid, und so werdet Ihr noch mehrere finden, recht wackre brave Menschen. Laßt's nur gut seyn, jeder findet doch endlich seinen Bruder aus diesem irdischen Getümmel heraus.

Karl. Hast Du ihn herausgefunden?

Conrad. Nein.

Karl. Nun so schweig davon. Ich fühl's, daß sich alles vor mir zurückneigt; schon als Kind, wenn man meinem Bruder schmeichelte, ließen mich alle einsam stehn und meine Mutter ließ mich aus dem Zimmer führen, wenn ich dann in Unmuth schrie und weinte. Mein Bruder Reinhard schien mich

zu lieben, als er ein Knabe war, kaum war er zu Verstande gekommen, als er mich auch haßte.

Conrad. Wollt Ihr denn Euer ganzes Leben unter diesen traurigen Phantasien aufzehren?

Karl. Sieh, Conrad, so steh ich in einer schrecklichen Einsamkeit; ich bin nicht leicht, gewandt und schnell, ich habe keinen behenden Verstand, ich habe keinen Ruf, Niemand weiß von mir, Niemand mag von mir wissen, —

Conrad. Liebster Karl!

Karl. Und so mag denn das Gewitter heraufziehn! Warum sollt' ich mich fürchten? Mich wird es nicht suchen!

Conrad. (küßt ihm die Hand.) Hört auf, so zerbrecht Ihr mir doch nur das Herz.

Karl. (der ihn in die Arme nimmt und herzt.) Alter Mann! siehst Du, Du bist der einzige

zige der mich liebt und Dich lieb' ich auch dafür von ganzer Seele. Du bist meine Welt, mein Nachruhm, meine Geliebte, Du bist mir Mutter und Vater. Glaube ja nicht, daß ich es Dir je vergessen kann, wenn ich auch zuweilen ein verdrüßlich Gesicht machen, und Dich wie die übrigen anfahren sollte; so finster ich auch äußerlich seyn mag, so steht mein Herz für Dich doch immer im Sonnenschein der Liebe.

Conrad. Wie soll ich mich darüber genug freuen?

Karl. Aber dafür laß mich auch die übrige Welt so hassen, wie sie es verdient. — Sieh dies Schwerdt.

Conrad. Ich habe mich schon längst gewundert, wie es in Eure Hände kömmt.

Karl. Warum?

Conrad. Hangt es wieder dort hin, ich bitte Euch.

Karl. Du bist seltsam.

Conrad. Laßt es immer seltsam und thöricht klingen, wenn ich Euch sage, mir graut recht innerlich davor, aber es ist so.

Karl. Desto besser; — siehst Du, Conrad, das ist das große Rachschwerdt, wodurch ich den Geist meines Vaters versöhnen will.

Conrad. O hangt es, hangt es weg. — Seht es ist für Euch zu gewichtig.

Karl. Hältst Du mich für einen Knaben?

Conrad. Es ist ein gefährliches, furchtbares Eisen.

Karl. Das soll es seyn.

Conrad. Es ist, o laßt mich nicht vergeblich bitten, — es ist ein Mörderschwerdt.

Karl. Ich will's behalten, Conrad, ich habe es mir zur Rache auserlesen und eingeweiht.

Conrad. Komm' ich mir doch selbst als

ein Kind vor, daß mir so viel dran liegt. — Aber so muß ich Euch denn sagen, es ist dasselbe Schwerdt mit dem Ulfo seinen Bruder erschlug. — Ihr wißt doch die Geschichte?

Karl. (nachdenkend.) Ja.

Conrad. Und darum ist es ein ruchloser Stahl und zu keinem edlen Werke brauchbar.

Karl. Laß ihn, er soll geadelt werden, ich will das Bruderblut mit dem Blut eines Mörders und Ehebrechers abwaschen. — Zu welchen seltsamen und widersprechenden Endzwecken sich ein todtes Werkzeug muß gebrauchen lassen, so ist es auch vielleicht mit dem Menschen. Die dunkle Bestimmung geht hinter uns, und wir nehmen es nicht wahr, wie sie uns vor sich hintreibt, wir wundern uns dann als schwache Menschen, wenn wir in Wüsten stehn, wenn

unsre Schritte sich gegen einen Abgrund richten und wagen es dann nicht, uns umzudrehn. Siehst Du, Conrad, so ist es, und darum will ich dies gute Schwerdt mit mir nehmen. — Die Nacht kömmt schon herauf, das Gewitter zieht näher. — Horch, wie seltsam diese Panzer und Schilde an einander klirren. — Hörst Du nichts?

Conrad. Nein.

Karl. Wie der Anfang eines wunderbaren Gesprächs; es sind die Geister meiner Vorfahren, die über uns flattern, und mir so ihr Wohlgefallen zu erkennen geben. — Komm. — (sie gehn ab.)

(Ein finstres Gemach, im Hintergrunde eine Thür, zu der einige Stufen führen.)

Mathilde. (mit einer Lampe.) Wie gewaltig das Wetter leuchtet! — Ist es die Sünde, das Verbot des Richters, das in mei-

nem Gewissen herbergt, und mein unruhiges Herz von Leopold abwendet? — Ach, was ist dann die Sünde für ein Gewinn selbst in diesem irdischen Leben! — Oder ist es die Veränderlichkeit des Menschen und seines unbegreiflichen Willens? Was ist denn Liebe und Freundschaft, die wir so gern für das wahre Element unsrer Seele halten möchten? — Alles was ich von Walther fürchtete, quält mich nun beständig in Leopolds Gestalt, in der Gestalt, die mir einst so theuer war. — Er will diese Nacht kommen. — Horch, es donnert! — Ich kenne mich selbst nicht mehr, so sehr bin ich verändert. — Ach Gott! es kann ja vielleicht noch alles gut werden. — Ich fühle mich so einsam, mein Muth, meine frohe Laune ist hin, — wenn er nur bald käme! — Und kann ich denn zurücktreten? — Und was wär' ich, wenn ich es thäte? — Wie

unglücklich würd' ich seyn, wenn er mich verließe und nun alles, alles nur ein Traum war, und vorüber wäre? Wenn dann die Erinnerungen die Vergangenheit schöner machten als sie war, alle traurigen Stunden mit weißen Schleiern verdeckten — o über die Untreue der Männer! — (sie geht ab.)

Karl tritt auf.

Nein, es soll nicht seyn. — Dulde es nicht länger, mein Herz, daß mein Vater selbst noch im Grabe entehrt wird. — (Das Gewitter zieht nach und nach näher, Donner und Bliz, er geht umher das Schwerdt unterm Arm und sezt sich dann auf die Stufen vor dem Schlafgemach nieder.) Wie der Sturm heraufbraust, wie das Wetter schwer näher zieht. — Wie ein Gespenst siz' ich hier in der dunkeln, einsamen Nacht, mein Herz schlägt ungeduldig und die furchtbare Stunde rückt mir meinen Feind immer näher und näher.

Leopold tritt auf.

Leopold. Alles in der Burg schläft, nur Mathilde wacht. — Ich wundre mich über mich selbst, daß ich immer noch diesen gewohnten Weg gehe und seiner doch noch nicht überdrüßig bin. — Unser Vergnügen liegt nur in der Einbildung. — Doch sie wartet, um eine zärtliche Versöhnung mit mir zu feiern. (er nähert sich dem Schlafgemach.)

Karl. Zurück!

Leopold. Zurück? — Wer ist es, der das ruft? —

Karl. Karl von Berneck.

Leopold. Wie kommt Ihr, in der einsamen Nacht, hieher, Ritter!

Karl. Über die seltsame Frage! — Dies ist die Burg meines Vaters, müßt Ihr wissen, ich bin sein Sohn, ich sitze hier vor dem Schlafgemach meiner Mutter und kann

nicht begreifen, welcher Weg Euch hieher-führt.

Leopold. Ihr habt darnach nicht zu fragen.

Karl. Gut.

Leopold. Und so werd' ich also ungehindert meinen Weg fortsetzen.

Karl. Zurück! sag' ich noch einmal.

Leopold. Und das so trotzig, junger Mensch?

Karl. Warum nicht? — Ich bin hier Herr im Schlosse, und Ihr seid ein ungebetener, überlästiger Gast.

Leopold. Was muß ich hören?

Karl. Was Ihr schon längst hättet hören sollen, wenn ich dem Rufe meines Herzens gefolgt wäre. — Wenn Ihr Muth habt, so treft Ihr mich morgen auf der Wiese im Walde.

Leopold. Gut, aber wenn es denn

so steht, wenn Ihr es denn wißt und so mit mir zu sprechen wagt, so will ich auch jezt zu Eurer Mutter gehn.

Karl. Das sollt Ihr nicht, bei Gott nicht.

Leopold. Wer will es mir wehren?

Karl. Fragt nicht so einfältig, eben ich!

Leopold. Ich werde diese Drohung nicht achten. (er betritt die untere Stufe.)

Karl. Laßt Euch weisen, ich beschwöre Euch, seht, Ihr sollt nicht in dies Gemach, ohne meinen Leib zur Stufe zu gebrauchen. (er wirft sich queer vor die Thür)

Leopold. Wie Du willst! —

Karl. (der schnell aufspringt.) O mein Vater! hast Du es wohl gesehn, wie ein Verworfner, ein Nichtswürdiger, dein Mörder auf deinen Sohn seinen verrätherischen Fuß sezt! — Was wär' ich, wenn ich das er-

duldete? — (er schleudert Leopold zurück) Hieher, Bösewicht! wagst Du es, mir in die Augen zu sehn? Wagst Du es, Dich Mann, Dich Ritter zu nennen?

Leopold. Was muß ich hören? — Wißt Ihr, frecher Jüngling, daß ich Euch dafür züchtigen werde?

Karl. Hier ist ein gutes Schwerdt, zieh das Deine, wenn Du keine Memme bist! Sieh der Donner spricht mir zu, der Blitz leuchtet herein, — Du bist verlohren!

Leopold. Geh, junger Mensch, Unbesonnener, verschlaf Deinen Rausch.

Karl. Zieh, oder ich haue Dich wehrlos nieder, Schändlicher; Du zu schlecht, um von meiner Hand zu sterben, Du der dem Henker angehört, den Raben und Geyern des Feldes.

Leopold. Knabe! (er zieht, Gefecht.)

Karl. Steh mir bei, Geist meines Va-

ters! — Rausche Verderben und Verdammniß über mich, wenn ich ihn nicht überwältige. — (er faßt das Schwerdt mit beiden Händen und haut ihn nieder.)

Leopold. Hülfe!

(Die Thür im Hintergrunde öfnet sich, Mathilde tritt mit einer Leuchte hervor.)

Mathilde. Welch Geräusch? —

Karl. Ha, seid Ihr auch da! — Da liegt er! —

Mathilde. Er ist wahnwitzig! — Mord! — (sie tritt schnell zurück und verschließt die Thür.)

Karl. Ja, wahnwitzig, toll, unbändig bin ich. — Aufgemacht, Ehebrecherinn! Hörst Du mich nicht! — (er rennt gegen die Thür, sie fliegt auf.)

(Hinter der Scene Mathilde: — Sohn! Sohn Karl! — eine Pause, Karl kömmt bleich und wahnwitzig zurück.)

Conrad tritt ihm entgegen.

Conrad. Heiliger Gott! was ist hier vorgegangen?

Karl. (stößt das Schwerdt gegen die Erde, daß es in Stücken springt.) Das verdammte Schwerdt! — O Du hattest wohl Recht, Conrad! —

Conrad. Wie ist Euch?

(Drinne: Hülfe! Hülfe!

Conrad. Gott! ich errathe alles!

Karl. Hörst Du den Donner? — Gott spricht zu mir, jezt fürchte ich ihn! — (laut schreiend.) O rette mich, laß mich entfliehn! (er stürzt hinaus, Conrad eilt ihm nach, stillschweigend schleicht das Gespenst des Greises herein, nimmt die Stücke des zerbrochenen Schwerdtes auf und entfernt sich. Der Vorhang fällt.)

[library stamp]

Vierter Akt.

(Saal auf Berneck.)

(Karl liegt völlig angekleidet auf einem Ruhebette, Conrad tritt herein, er sieht ihn und will wieder fortgehn.)

Karl. Bleib, Conrad, ich schlafe nicht.

Conrad. Ihr solltet schlafen, das Nachtwachen wird noch Euren Verstand völlig zerrütten.

Karl. Wo ist meine Mutter, Conrad?

Conrad. Lieber Karl, —

Karl. Nicht wahr, es ist keine Mutter mehr hier im Schlosse? Die Zeiten sind vor-

über. — (zusammenfahrend.) Horch! mich dünkt, es donnerte.

Conrad. Nicht doch.

Karl. Das war eine entsezliche Nacht, als sich mir die Furchtbarkeit des Gewitters zuerst zu erkennen gab. Sieh, Conrad, da war der Himmel ein weites feuriges Meer, da rissen große Donnerschläge Luft und Wolken in Stücken, da hauste es wie Gespenster um die Burg und nahm ganz meinen armen menschlichen Sinn gefangen, da trug ich jenes thörichte Schwerdt, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug. — Ha! wie darf ich es noch wagen den Namen Mutter auszusprechen? Mich hat keine Mutter gesäugt, ich bin kein Mensch, kein Sohn, der Name Sohn ist seitdem zum Fluch, zur schrecklichen Drohung geworden. — (er steht auf.) Komm, ich will mich ankleiden.

Conrad. Ihr seid ja schon angekleidet.

Karl. Wirklich. — Hörst Du es auch in der Nacht durch alle Zimmer des Schlosses wandeln und seufzen und meinen Namen aussprechen?

Conrad. Das ist lauter Phantasey von Euch.

Karl. Es rasselt oft wüthend durch den Saal, dann hör' ich Schwerdter klirren und wunderliche Stimmen dazwischen, ungeheure Riesengestalten gehn mir vorüber und Gespenster drängen sich zu mir her, — das alles ist nicht Phantasey!

Conrad. Ihr seid überwacht, da müssen Euch die müden Sinne täuschen.

Karl. Es ist nicht anders, die wilde Geisterwelt hat mich zu ihrer Beute, zu ihrem Spiele ausgelesen. — Weißt Du noch die Zeit, Conrad, als in diesem Saale getanzt ward, als die Pokale um die Tafel

gingen, als Adelheid an dieser Stelle saß? — Warum ist jezt alles so stumm und traurig?

Conrad. Die Zeiten wechseln, die Umstände ändern sich.

Karl. Am Ende bin ich doch vielleicht ohne Schuld. Sollte es nicht seyn können? Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andere Träume, die wir Thaten nennen und von denen er nichts weiß. — Wenn nur kein Gewitter heraufzieht!

Conrad. Seid unbesorgt.

Karl. Es wird so finster, mir ist so bang.

Conrad. Es ist Abend geworden.

Karl. Laß einige Fackeln anzünden, laß Musik kommen, vielleicht kann ich einschlafen.

Con-

Conrad geht ab, bringt zwei brennende Fackeln und stellt sie hin, der Minnesänger tritt auf.

Karl. Sezt Euch, — dort in der Ferne, und nun eine recht schwermüthige Melodie, von der Art, die unsre Seele wie auf einem trüben Flusse in ferne unterirdische Gegenden führt, daß wir der Oberwelt und unsrer irdischen Leiden vergessen. Sucht auf Eurem Instrumente die wunderbarsten Töne aus, jene betäubenden, einschläfernden, die um unsre Sinne gaukeln und sie mit süßer Schläfrigkeit berauschen. — Übertönt mir jene Eule, die vom verdorrten Baum herunter winselt.

Minnesänger. Ich will Euch die Klage und den Trost der Unglücklichen singen, es ist ein neues Lied und eine neuerfundne Weise. Ich dichtete es jüngst, als

mir das Elend der Menschen recht sichtbar vor die Augen trat.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint, und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher
Durchwandl' ich Freud und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plözlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,

Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne,
gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne. —

(Ein heller Blitz und heftiger Donnerschlag.)

Karl. (fährt auf.) Genug! — Alles ist doch nur erlogen, Dichtererfindung, indem sein eigener Busen nichts fühlt! Fort! (Minnesänger ab.) — Ich will nichts mehr hören, alle Menschen sind falsch und ohne Empfindung. — Himmel! glühende Ketten ziehn sich um mich her, wilde Phantome durchkreuzen die Luft und stürzen auf mich ein, Gespenster klettern die Fenster hinan und klirren an den Scheiben — Conrad! —

Conrad. Was ist Euch?

Karl. Sieh die schrecklichen Gestalten,

dort mit den flammenden Haaren, die in der Luft fliegen und sich zu mir her bewegen.

Conrad. Es sind ja die Fackeln, ich will sie forttragen, wenn sie Euch erschrecken. (ab mit den Lichtern.)

Karl. Das Bildniß meiner Mutter rührt sich. — O weh mir! weh mir, daß ich geboren ward! Die gräßlichen Flüche der Sterbenden ergreifen mich nun, die alte Sünde unsers Hauses hat mich mit gefaßt und schleppt mich nun zur Verdammniß. — Ich kann nicht mehr. — (er kniet nieder) O errette mich, Gott im Himmel! — Der Blitz springt nach mir, der Donner schilt mich, das ganze Heer des Entsetzens jagt hinter mir her. — Wo ist Rettung? — O es treibt mich fort, durch die Wildniß, durch Wälder, ich kann mich nicht zurückhalten. (er springt auf und eilt hinaus.)

Conrad. (kömmt zurück.) Ritter! — Ritter

Karl! — Er ist fort! — O Gott im Himmel, was soll noch daraus werden? — Franz! Georg!

Franz. Georg.

Conrad. Folgt mir, der Ritter ist in den Wald hinaus, in's Freye geeilt, wir müssen ihn suchen. — (ab.)

Franz. Daß ich ein Narr wäre!

Georg. Gehst Du nicht mit?

Franz. Bewahre! ich habe meinen Abschied genommen, eben so gut, wie schon mancher Diener hier gethan hat. Das halte der Henker aus. — Sage mir, Georg, hast Du nicht bemerkt, daß es in der Burg umgeht?

Georg. Es ist mir manchmal so schaurig.

Franz. Die alten Tapeten klatschen als wenn es mit Flügeln dagegen rasselte. Unsre Hausfrau soll oft durch die Säle schlei-

chen; man erzählt sich gar wunderliche Geschichten von ihrem Tode, man darf es nur nicht öffentlich sagen. Hast davon noch nichts gehört?

Georg. O ja, aber ich kann es immer nicht glauben.

Franz. Ich gehe wieder nach dem lustigen Bamberg zu meinem vorigen Herrn, da kann man doch froh seyn, da schmeckt einem ein Trunk, da scheint die Sonne heiter und warm, — aber hier in dieser Wildniß —

Georg. Du hast Recht. Das sind hier wilde Felsen, schwarz und widrig strecken sie sich in den Himmel hinein, und kein fremder Ritter, kein Reisender besucht mehr unser Schloß, man hört gar nichts neues mehr, man erfährt gar nicht, wie es draußen in der Welt zugeht, es ist hier ein betrübtes Leben.

Franz. So zieh mit mir.

Georg. Meine Zeit ist noch nicht um. — Aber meiner Jugend kann ich mich hier nicht freuen, das weiß ich wohl; oft wenn ich so aus den wilden Thälern ein verlohrnes Jagdhorn herauftönen höre, weiß ich nicht, wie mir wird, aber ich muß dann weinen. Durch Gebete halte ich mich denn noch aufrecht. Hu! — welch ein Wetter! — Warum unser Ritter sich wohl vor dem Gewitter immer so ängstigt?

Franz. Wunderbar ist es.

Georg. Und hast Du ihn dann wohl schon beten sehn?

Franz. Nein.

Georg. Die Haut schaudert mir jedesmal, wie sich ihm dann die Haare aufrichten, wie sein Auge nach dem Himmel starrt, als wenn er Trost herab zwingen wollte, und wie dann alles vergebens ist und er

wild und geängstigt nach dem Walde rennt. — Ach, ,dem armen Herrn wäre besser, er wäre schon todt. — Nun ich muß nur fort, es ist Nacht und ich kann nicht einsehn, wie wir ihn wiederfinden wollen, aber der Alte wird gleich sehr böse, wenn man nicht seinen Willen thut.

Franz. Ich habe mich nie sehr daran gekehrt, und jezt geh' ich zu Bette. (ab von verschiedenen Seiten.)

(Vor der Burg Berneck, links das Crucifix, rechts die Eiche — Dunkle Nacht, Donner und Bliz)

Heinrich von Orla. Wilhelm.

Heinrich. Das ist ein Hexenwetter! — Ich bin ganz durchnäßt.

Wilhelm. Wo wir nur seyn mögen, man sieht keinen Schritt weit. — Ob wir noch weit nach Orla haben mögen?

Heinrich. Wenn wir nicht irre geritten sind, gewiß nicht.

Wilhelm. Wie mein Herz den ganzen Tag über schlug! Hinter jedem Hügel glaubte ich nun endlich den spitzen Thurm von Berneck zu sehn, und immer war er's nicht.

Heinrich. Du freust Dich, daß Du wieder in der Heimath bist.

Wilhelm. Wer sollte das nicht? — Wenn nur mein alter Vater auf Berneck noch lebt!

Heinrich. Und meine Schwester Adelheid! — Doch Gott wird mir diese Freude gewähren, und dann, Wilhelm, will ich mein Schwerdt und dies unruhige Leben niederlegen und als ein stiller frommer Rittersmann leben und sterben. War ich nicht ein Thor, nach Glück und Ruhm in einem fernen Lande zu jagen? Mußt' ich die goldne Erfahrung so weit herholen, daß nur in uns selber, in einem stillen, häuslichen Leben

das wahre Glück liege? Ich suche mir nun eine Gattin, Wilhelm, Du bleibst bei mir, nicht als mein Diener, sondern als mein Freund, ich will es Dir nicht vergessen, daß Du mir dreimal das Leben rettetest.

Wilhelm. O Herr —

Heinrich. Du bist mein wackrer Geselle, nicht mein Knappe. So wollen wir dann alt und grau werden, wenn es uns das Schicksal vergönnt, ohne uns wieder nach Getümmel, nach Scharmützeln zu sehnen. —

Wilhelm. Das Gewitter zieht fort, es hellt sich auf.

Heinrich. Ich glaube der Morgen dämmert schon. — Sieh, Wilhelm, sieh Dich genau um, stehn wir nicht vor Berneck?

Wilhelm. Ja, wahrlich. —

Heinrich. Es hört auf zu regnen. Nun, Wilhelm, suche Dein Pferd wieder, reite

voran und melde meiner Schwester, daß ich sogleich komme. (Wilhelm ab.)

Heinrich. Wie wohl mir ist, da ich nun wieder hier bin! Du liebes deutsches Vaterland! wie theuer bist du mir jezt durch deine Biederkeit und Treue geworden!

Karl v. Berneck. (stürzt aus dem Walde.) Rettet! rettet mich! — Es jagt mir durch den wilden Wald nach, alle Wölfe heulen, alle Eichen rauschen Scheltworte hinter mir her. — (er stürzt auf Heinrich zu und umfaßt ihn) O um Gottes Barmherzigkeit willen, rette mich! —

Heinrich. (macht sich los) Wer bist Du? — Wahrlich, es graust mir bis in's Herz hinein, — ich kenne Dich nicht. —

Karl. Ich glaub' es wohl, denn Du bist ein Mensch. Wer kennt auch mich armen Verlaßnen? — Aber sage mir, sind mir die ungeheuren Gespenster nachgefolgt, oder bin ich jezt frei von ihnen?

Heinrich. Unglücklicher!

Karl. Dann ist mir wieder besser. — Wird es Tag? — Nun wohl, so darf ich wieder um mich blicken, denn ihre Zeit ist vorüber.

Heinrich. Wer bist Du?

Karl. Ich hieß sonst Karl von Berneck, als ich noch den Menschen angehörte, seitdem ist manches anders geworden, und ich weiß nicht, wie mich die Leute jezt nennen.

Heinrich. Karl von Berneck? — In dieser Gestalt muß ich Dich wiederfinden?

Karl. Nun, und warum nicht so?

Heinrich. Karl, kennst Du mich nicht mehr?

Karl. Nein.

Heinrich. Ich heiße Heinrich von Orla.

Karl. Wirklich? — Ich erinnere mich dunkel Deines Namens.

Heinrich. Ich war täglich auf Berneck, als Du noch ein Knabe warst, Du machtest

mich immer zu Deinem Spielgenossen, ob ich Dir gleich mehrere Jahre voraus war. — Kennst Du mich noch nicht?

Karl. Ach es muß schon lange her seyn, seit ich Dich nicht mehr sah.

Heinrich. Eine geraume Zeit — was macht Dein Vater?

Karl. Todt.

Heinrich. Und Deine Mutter?

Karl. (heftig.) Todt, alles todt! — Was hatten sie auch in dieser Welt zu thun? — O wohl mir, wenn ich ihnen folgen könnte!

Heinrich. Todt? — ahndete mir es doch, als ich Abschied von ihm nahm, daß ich ihn nicht wiedersehn würde.

Karl. Heinrich von Orla? — O jezt erinnere ich mich Deiner recht gut, mir ist, als wenn ich erwache. — Heißt Deine Schwester nicht Adelheid?

Heinrich. Ja.

Karl. Nun so sei mir willkommen, mich freut es, daß ich Dich wiedersehe. — Sage mir, wo ist unser Spielzeug hingekommen? Warum können wir nicht wie Kinder spielen, bis man uns sagt, unser Bart sei grau, uud es sei endlich Zeit zu sterben? Daß man uns dann so schuldlos wie Kinder begrübe und wir ruhig in der Erde lägen, bis uns die lezte Trompete zu einem andern Leben riefe.

Heinrich. Der Mann spielt nur mit andern Dingen als das Kind, sonst läuft es ja auch auf eins hinaus.

Karl. Und mit uns spielt das Schicksal wieder auf seine Weise. Nicht wahr? Alles ein großes Spiel, eine Posse, in der fürchterliche und lächerliche Gestalten seltsam durcheinander gemischt sind, die sich gegenseitig nicht kennen und doch durchkreuzen. So entsteht, so vergeht das Leben des Menschen,

man kann es nicht wunderbar nennen und doch ist es seltsam räthselhaft. — O Heinrich! wir sollten immer mit verbundenen Augen weiter gehn, so wie wir uns umsehn, sind wir verlohren.

Heinrich. Ich verstehe Dich nicht.

Karl. Wär' ich wie Du! Könnt' ich zu jener heitern Schuldlosigkeit zurückkehren! — Aber mein eigenes Herz haßt mich und arbeitet unwillig in diesem verruchten Körper.

Heinrich. Du scheinst trübselig und krank.

Karl. Ja wohl. — (er kniet vor dem Crucifix nieder und betet.) O vergieb mir meine Schuld! Laß mich sterben oder durch deine große Gnade mich und alles vergessen. Tauche mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse. —

Heinrich. Das ist nicht gut gebetet.

Karl. Für mich gut; jedermann hat darin seine eigene Weise.

Conrad. (kömmt.) Nun da seid Ihr ja, mein lieber gnädiger Herr. Gott sei Dank! daß ich Euch wiedergefunden habe.

Heinrich. Wenn ich mich nicht sehr irre, der wackre alte Conrad.

Conrad. So heiß ich, Herr Ritter. — Aber woher kennt Ihr mich? — Beim Himmel, Ihr seid Heinrich von Orla oder mein Gedächtniß verläßt mich ganz.

Heinrich. Ja, der bin ich.

Conrad. Ihr seid zurückgekommen? — O und mein Sohn — Gott! ich habe nicht das Herz nach ihm zu fragen und möchte doch so gerne wissen, — ach! theurer Ritter —

Heinrich. Ängstige Dich nicht, alter Mann, Dein Sohn lebt, er ist wohlbehalten mit mir zurückgekehrt.

Con-

Conrad. (fällt nieder.) Nun so dank ich dir denn doch aus vollem Herzen, du lieber Gott im Himmel da oben; daß du mich noch diese Freude erleben läßest, will ich dir gewiß nie vergessen. — Ach! und wo ist er? wo kann ich ihn finden? —

Heinrich. Er ist vorangeritten zu meiner Schwester; lebt sie noch, ist sie gesund? —

Conrad. Sie ist wohl, sie ist gesund, — und hat er sich immer brav gehalten?

Heinrich. Er ist ein wackrer Reuter, er hat mir dreimal das Leben gerettet.

Conrad. Nun, seht Ihr, seht Ihr, ich sagt' es Euch wohl. — So ist er denn doch seinem Vater nachgeartet? — O ich weiß mich vor Freuden gar nicht zu lassen! — Ich will heut jedem Armen den ich sehe, von meiner Armuth geben. — (er sieht auf Karl der indeß immer in tiefen Gedanken gestanden hat.) Ach Gott! — lieber Ritter, seht doch

nur ein wenig heiter aus, damit ich mich doch nicht meiner übergroßen Freude zu schämen brauche.

Karl. (auffahrend.) Was ist? Wovon war denn die Rede?

Conrad. So habt Ihr gar nicht einmal gehört — mein Sohn, mein Wilhelm ist zurückgekommen.

Karl. (reicht ihm schweigend die Hand.)

Conrad. Ich versteh Euch. Ihr seid gut. —

Heinrich. Mit Verwundern hab' ich Euch betrachtet, Ritter; kommt, begleieet mich auf mein Schloß, die helle Gegend, der Garten, meine Schwester, sie werden Euch vielleicht heiterer machen.

Conrad. Thut das, lieber Ritter. — O Ihr werdet gewiß unter Menschen genesen, die es gut mit Euch meinen.

Karl. Führt mich wohin Ihr wollt, ich bin wie im Traume.

Conrad. Erlaubt Ihr dann wohl, daß ich meinen Sohn auf Eurer Burg besuche?

Heinrich. Gern, aber sei so gut und führe mein Pferd nach, ich gehe dann mit dem Ritter diesen Fußsteig.

Conrad. Ich setze mich auf und besorge nur einige Geschäfte auf Berneck, dann seht Ihr mich sogleich auf Orla. (ab.)

Heinrich. Nun so kommt, Ritter, und weg mit diesen düstern Falten. (er nimmt ihn unterm Arm und geht mit ihm ab.)

(Garten der Burg Orla.)

Reinhard. Adelheid.

Adelheid. O daß er nun endlich zurückkömmt! — Wie mir dieser schöne Morgen dadurch noch schöner wird! Ein ganz

neues Leben wird nun in mir seinen Anfang nehmen. — O Reinhard, Ihr glaubt es nicht, wie sehr ich mich freue.

Reinhard. Wie muß ich Euch dieses schwesterlichen Herzens wegen schätzen. — Ihr seid so hold, Ihr seid so gut —

Adelheid. Könntet Ihr nun Euren Bruder nicht eben so lieben? Wir haben schon so oft darüber gesprochen und gestritten.

Reinhard. Und eben darum bitt' ich Euch, dieses Thema nicht zu wiederholen. — Sagt mir, wer kann seinem Herzen gebieten? Und wenn Ihr alles wißt, verdient er wohl noch die Liebe seines Bruders?

Adelheid. Er ist mehr unglücklich, als strafbar. Ihr seid ein harter Mann, je unglücklicher er ist, je mehr bedarf er Eurer Liebe.

Reinhard Darf ich denn an dem heutigen schönen Tage, — darf auch ich glück-

ich seyn? — Wollt Ihr mir denn keine bestimmtere Antwort geben?

Adelheid. Ich kann nicht. Soll ich Euch hintergehn? Wir würden uns dann nur beide täuschen. Ihr müßt eine längere Probezeit aushalten, denn Ihr seid ein unstäter, flatterhafter Mensch; zwölfmal seid Ihr mir untreu geworden, und eben so oft seid Ihr zu mir zurückgekehrt. Man darf Euch nicht so blindlings vertrauen!

Reinhard. Ihr selber waret Schuld an der Ungeduld meiner Liebe, daß Ihr mir kein bestimmtes Wort sagtet, daß ich nicht wußte, woran ich war. Aber gebt mir nur eine Versicherung, laßt mich nur eine feste Hofnung fassen — o mein Fräulein, Ihr geht grausam mit mir um.

Adelhard. Ihr nennt uns gleich grausem, wenn wir Euch nicht die Herrschaft über unser Herz übertragen wollen.

Heinrich mit Karl. Wilhelm. folgt.

Heinrich. (eilt seiner Schwester in die Arme.) Du lebst, bist wohl! — (Pause, so wie Reinhard seinen Bruder bemerkt, entfernt er sich.)

Karl. (seitwärts.) Wie diese Umarmung meinem Herzen wehe thut! — Ich habe auch einen Bruder und er geht fort; er hat mich seit vielen Wochen nicht gesehn, aber sein Herz verlangt auch nicht darnach. — Gut; ich sollte doch schon dran gewöhnt seyn.

Heinrich. Du glaubst nicht, wie ich mich freue, Dich wiederzusehn. — Aber ich hätte fast unsern Gast darüber vergessen; Karl von Berneck, Du kennst ihn vielleicht.

Adelheid. O ja.

Karl. Wenn Ihr Euch meiner noch erinnert —

Heinrich. Wer war der fremde Ritter, der uns verließ als wir hereintraten?

Karl. Mein Bruder.

Heinrich. Dein Bruder, Reinhard? — Warum geht er fort? — Ich muß ihn doch begrüßen, er ist mir ein lieber Gast. (geht ab.)

Adelheid. Ihr seid krank, Herr Ritter?

Karl. Schon seit lange, ich wünsche, krank zum Grabe.

Adelheid. Warum wünscht Ihr das?

Karl. Ach! —

Adelheid. Kann Euch nichts in dieser Welt mehr trösten?

Karl. Daß ich nicht wüßte.

Adelheid. Ihr müßt hoffen.

Karl. An den Hofnungen erkennt man die Thoren, denn sie erfüllen sich nie. Sie hüpfen wie Irrlichter vor uns her und ziehn uns in das Elend hinab. — Und welch ein Leben ist dies, in dem wir die Hofnung wie eine betäubende Arznei gebrauchen müssen, damit wir nur von unserm eigentlichen Selbst

und von unserm wahren Leben nichts werden. —

Conrad. (kömmt.) Ist er hier? — Verzeiht, mein Fräulein, meiner Unhöflichkeit, — aber man sagte mir, mein Sohn —

Adelheid. So eben hab' ich ihn noch gesehn —

Wilhelm. (der herbeieilt) Mein Vater! — mein theurer Vater!

Conrad. O mein einziger Sohn! Mein Wilhelm! Sehn Dich noch diese alten Augen! — Wie männlich bist Du geworden! — Bei meiner armen Seele, Du siehst wie ein Ritter aus. — Ach! wie ruhig werd' ich nun dies alte Leben beschließen, da ich Dich noch wiedergesehn habe.

Karl. Auch Er fragt nun nichts mehr nach mir; auch Er hat sich mit seiner Freude zusammengefunden und ich stehe nun ganz einsam, ohne Freund und Bruder, ohne

Vater und Mutter. — O wahrlich, er geht mit seinem Sohne fort, ohne sich nur nach mir umzusehn, ohne nur an mich zu denken; — o ich könnte wüthend werden, zornig neidisch, daß es so ist und daß ich, ein gänzlich Verworfner, einsam bleiben muß. —

Conrad ist mit Wilhelm abgegangen. — Pause. Karl ist in sich verlohren und wacht dann auf, betrachtet Adelheid aufmerksam und geht zu ihr.)

Karl. Ihr weint, mein Fräulein?

Adelheid. Mein Herz ist wunderbar bewegt, — ich hörte, was Ihr da sagtet, — und die Freude über die Ankunft meines Bruders, — jezt alle Erinnerungen, Eure trübe Gestalt —

Karl. Ihr scheint erschüttert.

Adelheid. Ja, Ritter, die wunderbarsten Empfindungen haben mein Herz ge-

troffen. Ich habe mich nicht in meiner Gewalt, — ich weiß nicht —

Karl. Faßt Euch, mein Fräulein.

Adelheid. Soll ich nicht laut schluchzen und jammern, wenn ich einen Freund vor mir sehe, der sich freiwillig dem Unglück weiht, indeß ich mich gern so glücklich fühlen möchte?

Karl. Nimmt denn noch eine Seele Theil an meinem Schicksale? — Ist es kein Traum? Kann es diese Wahrheit geben in dieser irrdischen Welt?

Adelheid. Seid Ihr an allen Menschen verzweifelt?

Karl. Ach, wehe dem, der ihnen traut, er sind harte Geschöpfe — Und Ihr, mein Fräulein, — Gott, was ich oft nur in einsamen Nächten mit einer erhitzten Phantasie dachte, was ich für eine Unmöglichkeit hielt,

— sollte jenes glänzende Bild wohl näher rücken können?

Adelheid. Ich sah es wohl, wie Euer Bruder fortging, als er Euch gewahr ward, und Ihr Thränen aus den Augen wischtet. Ich sah es in der Freude, in den Armen meines Heinrichs.

Karl. Verdien' ich diese Güte, diese himmlische Milde?

Adelheid. Ich habe Euch so lange nicht gesehn, ich habe immer viel nach Euch gefragt, — und nun tretet Ihr so vor mich, mit diesem Blick, — ach! das Herz wollte mir springen.

Karl. Himmel! welche unsichtbare Musik jauchzt um mich her? — Alle Stauden, alle Bäume grüßen mich mit fröhlichem Geräusch. Das ist die Welt nicht mehr, ich bin nicht mehr Karl von Berneck!

Adelheid. Wie ist Euch? Faßt Euch. —

Karl. Wahnsinnig könnt ich werden und ich bin es vielleicht schon, weil ich den Himmel so oft darum bat, und darum träumt mir auch jezt, ich sei glücklich.

Adelheid. Karl!

Karl. (sinkt zu ihren Füßen nieder) Bist Du Adelheid? O gieb mir ein Unterpfand, daß Du es wirklich bist!

Adelheid. (neigt sich wehmüthig über ihn.) Ich bin es, und sei Du auch wieder der Karl, der Du warest. — O wie viel hab' ich um Dich gelitten! Hast Du meiner wohl zuweilen gedacht?

Karl. Dein Bild wandelte immer wie ein ferner Schimmer vor mir auf der öden Haide, der bald verlosch und bald freundlich wiederkam. — O gütiger Gott, kann es noch so weit mit mir kommen? — Manchmal wenn ich nicht schlafen konnte, dacht' ich an Dich, und wie ich Dich gesehn und dann

sagte eine Stimme aus dem innersten Herzen heraus: O wenn sie dich lieben könnte! — Und dann war es wieder todt um mich und in mir, weil ich glaubte, Du haßtest mich, so wie die übrige Welt.

Adelheid. Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt. — O verachte mich darum nicht, wenn ich nicht spreche so wie es sich ziemt; ich weiß nicht, wo ich bin, ich weiß nicht, was ich sage: die gewönhnlichsten Dinge erscheinen mir heute anders. Ich kann mich nicht regieren.

Karl. Nun, dann wäre ja der schwere Traum vorüber, dann könnt ich ja dreist nach dem Erbtheil des Lebens fassen, das mir gehört, — dann — o Adelheid! küsse mich, damit ich vor übergroßem Entzücken aufwachen muß, wenn ich ja nur träumen sollte.

Adelheid. (küßt ihn.) Vergiß mich nicht, — liebe mich —

Karl. Ich höre den Chorgesang der beflügelten himmlischen Bewohner, sie haben einen Sünder wieder angenommen.

Adelheid. Willst Du nun heiter seyn?

Karl. Jeder trübe Blick ist nun ein Verbrechen.

Heinrich kömmt mit Reinhard zurück.

Heinrich. Nun, Schwester? — Ich habe es nicht unterlassen können, gleich den Garten zu durchwandern, jede Anhöhe zu ersteigen. — Es ist schön, daß Du alles gelassen hast, so wie es war.

Hofmeisterinn. (kömmt.) Seid mir tausendmal willkommen, werthgeschätzter Herr Ritter. Verzeiht, daß ich Euch nicht sogleich meinen demüthigen Gruß entgegengebracht habe, aber ich hörte von Eurer glücklichen Zurückkunft, und da eilte ich, ein wohlschmekkendes Mahl zu bereiten um Euch zu erquik-

ken und so genug zu thun. — Ist es Euch nun gefällig, in die Burg zu treten? — Es ist alles fertig.

Heinrich. Komm, Adelheid, Karl, Reinhard — wie leicht ist meinem Herzen, da ich wieder unter Landsleuten, unter Freunden bin!

Karl. Ich folge Euch sogleich. — (Die übrigen ab, Adelheid sieht nochmals nach ihm zurück.)

Karl. Kann es eine solche Veränderung geben? Und warum war ich dazu so unvorbereitet? — Selbst diese Menschen die dazwischen traten, haben den holden Klang in meinem Herzen nicht unterdrückt, der frühste Frühling aus den fernsten Kinderjahren ist zurückgekommen, und hat seine glänzendsten wunderbarsten Geschenke mitgebracht. — Ich wage kaum die Augen aufzuschlagen. — Mein Herz ist rein und geläutert, alle Feindseligkeiten halten sich ruhig, — mein

Geist schlägt heute zum erstenmal die Falten seines Gefieders auseinander, und ein frohes Erstaunen ergreift ihn über den Glanz der Fittige, über den hellen Äther, dem er sich entgegenträgt. — Wie werd' ich unter ihnen seyn? Wie sprechen können? Nur weinen, auf dem Boden mögt' ich knien, trunken in ihre Augen blicken und so in himmlischer Wonne vergehn.

Conrad kömmt.

Karl. Bist Du froh, Conrad?

Conrad. Ja, Herr, von Herzen. — Und Ihr seht auch so munter aus.

Karl. Ich bin glücklich, seelig, das Himmelreich hat sich heute meiner angenommen, die Liebe ist in mein Herz eingekehrt und hat alle ehemaligen schwarzen Bewohner vertrieben. — Sei recht glücklich, Conrad, wir wollen jauchzen, wir wollen trinken — und liebe Du mich auch noch wie sonst.

Con-

Conrad. Ich kenne Euch nicht wieder; Ihr seid Euch selbst unähnlich.

Karl. Nun dann bin ich gewiß glücklich. — Komm, lieber Conrad — aber vergieb meiner jugendlichen Freude, die Deinem Alter vielleicht Thorheit scheint, — Adelheid liebt mich.

Conrad. Wie sollt ich das für Thorheit halten? — War es doch immer mein hauptsächlichstes Gebet, daß Ihr möchtet froh werden! Seht, Gott hat mich nun erhört, und ich bin selbst wieder frisch und jung; welch ein glücklicher Tag!

Karl. Lieber Conrad! — sieh, wie hell die Sonne scheint, — wie das Grün der Bäume funkelt, — O Gott im Himmel meint es doch gut mit seinen Menschen. — (er faßt Conrad in den Arm, beide gehn ab.)

Fünfter Akt.

(Garten von Orla. Nacht, Mondschein.)

Conrad. Wilhelm.

Conrad. Ich kann nicht müde werden Dir zuzuhören. Alle diese abentheuerlichen Erzählungen von Kämpfen und Gefahren machen, daß ich mir wieder jung vorkomme, daß ich wünsche, ich möchte da und dorten mit dabei gewesen seyn.

Wilhelm. Und Ihr seid indeß immer froh und gesund gewesen?

Conrad. So ziemlich, bald mehr, bald

weniger, wie es in diesem Leben geht. Bleibe nur immer so brav und gut, so wird es Gott auch immer gegen Dich seyn. Du hast meinem Alter Freude gebracht und dafür wird der Seegen des Himmels nicht ausbleiben.

Wilhelm. Ich werde Eure Lehren nie vergessen, so wie ich sie auch bis jezt nicht vergessen habe.

Conrad. Recht so, mein Sohn, Du sprichst wie ein wackrer Mann. — Nun, gute Nacht, ich will sehn, wie sich mein Ritter befindet.

Wilhelm. Gute Nacht, Vater. — Es ist mir hier alles noch so neu, daß ich nicht müde werden kann herumzulaufen. (Conrad und Wilhelm von verschiedenen Seiten ab.)

Reinhard.

Ich fühle mich wunderbar beunruhigt. So hab ich noch nie empfunden. — Was ist

es denn, das mir das Herz so zusammenschnürt? — Mußt' ich es aushalten, daß er mir gegenüber saß, mußt' ich die Schmach erleben, daß alle ihre Blicke nur ihn, den Verworfenen trafen; muß ich mich so gedemüthigt sehn? — Wer kann die Weiber begreifen und verstehn! Sie kennen sich selber nicht, das Widersprechendste zu vereinigen wird ihnen leicht, was jedem Manne vielen Kampf kosten würde ist ihnen ein Spiel. — Was ich in so langer Zeit zu gewinnen trachtete, ist mir nun in einem Augenblicke verlohren. — Sie glaubten, ich bemerkt' es nicht, sie hielten mich für blind, — und seine triumphirenden Mine — nein, ich bin ein Schurke, wenn ich es erdulde!

Reinhard. Wilhelm.

Reinhard. Wer geht dort?

Wilhelm. Ich, Herr Ritter.

Reinhard. Wilhelm?

Wilhelm. Wilhelm, Euer Diener.

Reinhard. Du durchwandelst noch so spät den Garten?

Wilhelm. Ich besuche noch alle die Plätze, mit denen ich so bekannt war; daß ich wieder hier bin, in der mir so vertrauten Heimath, hat mich so weich gemacht, daß ich ganz wie ein Kind bin.

Reinhard. Es ist eine schöne Nacht.

Wilhelm. Alles so ruhig, kein Blatt rührt sich, keine Wolke am ganzen Himmel.

Reinhard. Hast Du meinen Bruder nicht gesehn?

Wilhelm. Mich dünkt, er wandelte tiefsinnig in jenem dunkeln Gange, am Ende des Gartens.

Reinhard. Wilhelm, ich halte Dich für einen wackern Mann.

Wilhelm. So möcht' ich mich gern immer beweisen.

Reinhard. Du hast Dich im Auslande brav gehalten.

Wilhelm. Ich that, so viel es mir möglich war, meine Pflicht, und davon ist noch viel zurückgeblieben.

Reinhard. Einen solchen Mann unter seinen Dienern zu haben, würd' ich für ein großes Glück schätzen, ich würde ihn ganz wie meinen Freund halten.

Wilhelm. Es kann Euch nicht an bessern Dienern und an edlern Freunden fehlen.

Reinhard. Und doch, Wilhelm, fehlen sie mir. Sieh, Du weißt nicht, wie ich einen Dienst belohne, und doch ist Niemand da, der mir dienen will. — Würdest Du mir, zum Beispiel, wohl eine Gefälligkeit abschlagen?

Wilhelm. Sobald sie in meinem Vermögen stände, — gewiß nicht.

Reinhard. Ich komme fast in die Versuchung, Dich auf die Probe zu stellen.

Wilhelm. Ihr dürft nur befehlen.

Reinhard. Ich wünschte, Du unterließest diese gewöhnliche Höflichkeit, die man selbst unter den fremdesten Menschen antrift, — ich wünschte, Du wärest zutraulicher. — Laß uns ernsthaft mit einander reden — Wilhelm, mein Herz ist voller Unruhe, — höre, — o ich wünschte, Du wüstest schon, was ich Dir sagen will, anstatt daß ich jezt einen so weiten Umweg nehmen muß.

Wilhelm. Ich errathe Euch nicht.

Reinhard. Und doch ist es nichts, daß sich zu verbergen brauchte; es ist tausend und aber tausendmal gedacht und geschehn. — Wilhelm, ich wollte, wir wären uns nicht so fremd, sondern schon lange mit einander umgegangen. — Ich weiß es, daß uns das aus einem fremden Munde oft auffält,

was uns aus dem bekannten ganz natürlich dünkt. — Doch, ich vertraue Dir, und der Freund sollte nicht um den Freund mit Worten so herumgehn, — ich will Dir ganz deutlich meine Meinung sagen. — Sieh, Wilhelm, meinen Bruder, — ist er nicht unglücklich, — unglücklich, weil er ein Bösewicht ist, — o daß ich selber so von ihm sprechen muß! — Du hast vielleicht das Gerücht schon vernommen, daß er im tükkischen Muthe seine Mutter erschlagen hat?

Wilhelm. Ich hab' es nicht glauben wollen.

Reinhard. Es ist wahr, und das Bewußtseyn seines Verbrechens peinigt ihn und jagt ihn umher, darum ist sein Auge irre, darum seine Rede unverständlich und verwikkelt. — Soll ein solcher seiner Strafe entgehn? — Und doch ist er ungestraft, weil seine Schuld nicht ganz deutlich und offenbar

ist. — Aber welche Aufforderung zur Sünde, wenn ihm die schwärzeste aller Thaten so hingeht! — Ich darf ihn nicht zur Rechenschaft ziehn, ich bin sein Bruder, das brüderliche Blut würde sich in mir empören, so sehr ich ihn auch hasse, und ein Verbrechen kann auch nie das andere wieder gut machen. — Sieh, ich habe Dir nun so viel gesagt, daß ich dreister fortfahren muß. — Willst Du es über Dich nehmen? Willst Du mich und die Welt von ihm erlösen?

Wilhelm. Wie meint Ihr das?

Reinhard. Glaube nicht, daß ich es nur so sage, um Dich anzufrischen, sondern es ist mein völliger Ernst; ich würde es thun, wenn ich nicht sein Bruder wäre. — Soll er leben? Sich und andern zur Last? Sollen neue Bubenstücke aus ihm hervorgehn? — Bedenk' es nur, Wilhelm, was ein solcher Bösewicht noch alles thun kann, der sich

gleich mit dem schreklichsten aller Verbrechen eingeweiht hat. — Es ist eine gute, eine edle That, die den Dank der Welt verdient, ihn hinwegzuräumen.

Wilhelm. Wollt Ihr Euch so eigenmächtig zum Richter der Welt aufwerfeu?

Reinhard. Jezt sucht er obenein das Fräulein Adelheid zu verführen, und bei Gott, was unbegreiflich scheint, es wird ihm gelingen, sie, die ich mir zu meiner Braut ausgelesen hatte. — Kannst Du's glauben?

Wilhelm. Und wenn ich es glaube?

Reinhard. Sollen wir's dulden? — Fordre, Wilhelm, sö viel Du willst, und sage mir nur, es ist vorüber, ich habe keine Sorge mehr. — Glaube mir, Du kannst nicht zu viel begehren, traue mir. — Nun, Du antwortest nicht?

Wilhelm. Es ist am besten, daß ich Euch nicht antworte.

Reinhard. Sei nicht so verschlossen. Die That ist gut, jedes Herz flucht ihm, und jeder Mund wird Dir danken. — Sage schnell, Du willst es thun. Nicht wahr? Ich kann mich auf Dich verlassen? —

Wilhelm. Ihr irrt Euch in mir, Herr Ritter.

Reinhard. Ich will alles für Dich thun, wünsche nur, und Dein Wunsch ist erfüllt. — Du bist stumm, bist einsilbig; erwiederst Du so mein Vertrauen?

Wilhelm. Es ist Nacht, ich will schlafen gehn und morgen hab' ich unser jetziges Gespräch vergessen, oder ich halte es nur noch für einen Traum.

Reinhard. Nein, nein, höre, gehe so nicht fort, ich habe Dir noch vieles zu sagen. — Überlege nur, daß Du ihm selbst eine Wohlthat damit thust; Du kannst es Dir nicht denken, Du kannst es nicht fassen,

wie elend er ist: ich könnte Dir, wenn es die Zeit erlaubte, schreckliche Beschreibungen machen, wie ihn sein Wahnsinn ängstigt; bald glaubt er den Geist seiner Mutter zu sehn, bald umringen ihn Gespenster und Ungeheuer; er schläft in keiner Nacht, eine fürchterliche Munterkeit peinigt ihn durch alle Adern; wie ein gebannter Dieb wandelt er umher und kann doch nicht von der Stelle; dann flucht er sich selbst; dann verwünscht er mit entsetzlichen Flüchen die Stunde seiner Geburt, — er hat schon oft Hand an sich selber legen wollen, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. — Siehst Du, er haßt sein Leben selbst, Du raubst ihm also nichts, sondern der Tod ist für ihn ein Geschenk. — Was kannst Du dagegen sagen?

Wilhelm. Der Himmel hat die Strafe sich vorbehalten.

Reinhard. Aber die Menschen gebraucht er oft zum Werkzeuge; sein rächender Donner stürzt nicht immer herab, er sendet oft die Zwietracht unter uns, und drum fiel durch Menschenhand schon mancher Bösewicht. — Finden wir nicht selbst in der Heiligen Schrift Beispiele, wie er die Rache dem Arm der Menschen oft vertraute?

Wilhelm. Laßt mich, Herr Ritter, sezt mir nicht weiter zu — Ihr werdet mich nie überreden.

Reinhard. Sieh, Wilhelm, ich hasse Dich, ich hasse Dich auf den Tod, Du bist nicht ehrlich gegen mich. — Du hast mich ausreden lassen ohne mich nur ein einzigmal zu unterbrechen, und nun glaubst Du mich in Deiner Gewalt zu haben.

Wilhelm. Ich denke daran nicht.

Reinhard. Du bist ein lauernder ausgelernter Schurke, einer von denen die sich

einfältig stellen können, um desto besser zu betrügen. — Geh nur, geh! Ich habe mich geirrt und ich bereue jezt alles was ich gesagt habe; meine Worte waren an ein unedles Gemüth verschwendet.

Wilhelm. Gute Nacht, Ritter.

Reinhard. Geh, Schelm! Ich verabscheue solche Heuchler, die sich in das Wesen der Rechtschaffenheit zu kleiden wissen. — der Nichtswürdige! Aber ich werde schon Gelegenheit finden, Dich zu züchtigen. — Wahrlich, der Trotzkopf geht. — Höre, Wilhelm, guter Wilhelm, bleibe noch; es ist nicht mein Ernst. Besinne Dich und sei mein Freund. Überlege alles reiflich. — Er ist wahrlich wie sein Vater!

Wilhelm. Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Herr Ritter. — Ich muß fort; die Hitze Eurer Leidenschaft verleitet Euch zu unrechten Gedanken: verzeiht mir, daß ich Euch das sage. — (geht ab.)

Reinhard. Ein Sklave der sich vorgenommen hat, rechtschaffen zu seyn, und nun ohne Überlegung im Kopfe durch die Welt brechen will. — Ich dachte, weil er Blut gesehn, und sich im Getümmel herumgetrieben hat, — der Krieg härtet sonst die Seele und verwandelt selbst die weichsten Gemüther in grausame. — Wie unbesonnen ich war! — Wenn uns die Leidenschaft ergreift, so hören wir immer nur uns selber sprechen und vernehmen kein Wort von den Einwendungen des andern. — Warum gelingt es denn andern Menschen, Vertraute ihrer Gedanken zu finden? (er geht ab.)

Karl tritt auf.

Das Wunderbarste gesellt sich zum Wunderbarsten; — sie hat versprochen mich hier zu besuchen, eine Viertelstunde mit mir zu

sprechen, weil uns die Gesellschaft der übrigen Menschen band. — Wie hätt' ich so etwas hoffen können? — Es ist Nacht geworden und alles in mir ist ruhig. — Der Schimmer des Mondes funkelt seltsam durch die Zweige herab, alle grünen Gebüsche glänzen, alles ist mit Freude übergossen und wunderbare schöne Ahndungen zittern durch meine Seele. — Wird es immer so seyn? — Es ist als wenn der Mond mit den Sternen zusammenklingt, als wenn Melodien durch den Flimmerschein wehen. — Es schwärmt jauchzend durch die Wipfel hin, das schönste Leben sinkt golden aus dem ofnen Himmel nieder, — dies ist kein irrdisch Leben mehr, Vergangenheit und Zukunft sind versunken, und eine seelige, überirrdische Gegenwart macht mein menschliches Herz erzittern. — (er sezt sich auf die Rasenbank.) Da zieht eine dunkle Wolke vor den Mond und jagt einen

schwarz-

schwarzen Schatten über die Gegend; der goldne Schein erlischt, — ich vergesse in der Trunkenheit, daß sie kommen wollte, — Gott, wie werd' ich die Freuden meines Lebens aushalten können! — Mir ist, als ob ich alles vergessen hätte, als ob ich nicht der Karl wäre, von dem mir bisher immer geträumt hatte. — (ein weißer Schimmer durch die Gebüsche, er fährt auf.) Sie kömmt, wie ängstlich mein Herz bebt, — sie kömmt. — (die weiße Gestalt nähert sich, er streckt die Arme aus und eilt ihr entgegen, sie bleibt vor ihm stehn; es ist der Geist seiner Mutter, er erstarrt eine Weile, dann stürzt er zurück, die Gestalt geht vorüber.) — O Mutter, Mutter! laß mir Ruhe; — Ha! ich hatte vergessen, daß es Nacht geworden sei, daß ihre Zeit gekommen war. — So schneidet es durch meine Freude, durch mein Glück, — alle Gräßlichkeiten arbeiten sich wieder durch den Schimmer der sie abwärts

hielt. — Nein, es giebt keine Vergebung, es giebt keine Seeligkeit, — wie ich mich zerschmettert fühle, durch alle Gebeine vernichtet. — Sie triumphiren, die Feindseeligen, — keine Versöhnung — die Gegend sinkt unter — betäubende Luft, — ich danke dir, daß ich wenigstens schlafen kann — Reinold und Ritsart treten auf mich zu, welche wunderbare Versammlung. — (er ist eingeschlafen.)

Reinhard kömmt zurück.

Ich habe alles überlegt; — und warum könnt' ich es nicht selber thun? — Er gewinnt im Tode und die Welt gewinnt mit ihm. — Die sorgfältige Feigherzigkeit hält uns immer von Thaten zurück, deren wir uns freuen würden, wenn nur der Augenblick der Ausübung erst vorüber wäre. — Hier liegt er, ich finde keine günstigere Gelegenheit, — dieser Dolch soll mir Luft machen.

Karl. (träumend.) Bruder!

Reinhard. Er nennt mich im Schlafe? er denkt an mich? — Es war ein seltsamer Ton, mit dem er dies Wort aussprach, — diesen Ton hab ich noch nie von ihm gehört. — Bin ich denn ein Kind geworden? — Wie sanft er schläft. — Man sagte mir, er schliefe keine Nacht, — dies ist vielleicht nach langer Zeit seine erste Erquickung. — So traf ich ihn einst schlafend im tiefen Walde an, als er noch ein Knabe war, und er lag so holdselig und unschuldig da, daß ich es nicht lassen konnte ihn in meine Arme zu schließen, und ihn mit Thränen und Küssen zu bedecken; er erwachte damals und wir gingen nach Hause und schwuren uns ewige brüderliche Liebe. — Ach Gott! er hat viel zu leiden, wie bekümmert sein Gesicht aussieht, er hat nichts auf dieser Welt. — Wie kommt der Dolch in meine Hand? — Ach! er ist

ja derselbe Karl, der er damals war, sein Vater ist todt, seinen Bruder hatte er schon früher verlohren — ich muß ihn wecken — so schlug mein Herz noch nie, — Bruder, Bruder Karl, wache auf!

Karl. Was ist! — Was willst Du? — Ach Gott, Reinhard! — Laß mich, ich habe Dir nichts gethan.

Reinhard. Ermuntre Dich um's Himmelswillen, damit ich Dir nicht unversehens den Dolch in die Brust stoße, — es ist Nacht, die Gedanken der Menschen wechseln wunderlich. — (er schließt ihn in seine Arme.) O mein Bruder! kannst Du mich noch lieben?

Karl. Wie ist Dir, Reinhard; kennst Du mich? — Mir träumte eben, ich schlief' so sanft, ich versöhnte mich mit Dir, und darf ich's glauben? — Du stehst vormir, — oder ist es nur ein neuer Traum?

Reinhard. Nein, nein, es ist, —

o vergieb mir, Karl, es war fürchterlich, — so eben haßt' ich Dich noch von Herzen, — so eben wollt' ich Dich ermorden. — Horch! wie fürchterlich die Bäume noch deswegen um mich rauschen, der Mond entfloh, so wie ich die Hand erhob, — o mein Bruder, jezt ist mein brüderliches Gefühl zurückgekommen, — Du bist wohl sehr unglücklich, — ich habe Dich schon seit lange verlassen.

Karl. Wie wunderlich seltsam wird mit mir gespielt! — (weinend.) Wozu all' diese Liebe? Sie nüzt mir nun nicht mehr. — Es kann nichts mehr gut werden.

Reinhard. Es kann, es soll. — Liebst Du Adelheid?

Karl. Von meiner frühsten Jugend, — ach ja! und sie erklärte mir heut, daß sie mich liebe.

Reinhard. Nimm sie, sie sei Dein, ich trete freiwillig zurück, — aber söhne Dich

mit dem Leben wieder aus, an Eurer Freude will ich meine Schmerzen vergessen.

Karl. Warum muß mir alles Wunderbare begegnen?

Reinhard. Ich kann auf mancherlei Art noch glücklich seyn — ich bin über mich selbst belehrt, — aber Du bist verlohren, darum nimm sie, liebe sie, liebe mich, — laß die Brüdereintracht wieder hergestellt seyn.

Karl. Ihr wollt mich alle wahnsinnig machen. Ich werde mich nicht retten können — so viel Liebe, — o mein Herz möchte brechen — ich ging im Elend zu Grunde und mir war besser, — jezt zerreißt mich die Freude. — Ach, Bruder! ist es Dein Ernst? Kannst Du mich vor Augen sehn? kannst Du meine Hand mit Herzlichkeit fassen? — Bist Du mir gut?

Reinhard. Sieh diese Thränen. Kannst

Du noch zweifeln? — Ja, ich war schlecht, aber nun bin ich besser. Aber nimm mich wieder an, ach! ich habe ja nur Dich zum Bruder; als Kind träumte mir oft, ich sähe Dich im Wasser untersinken, und ich muste dann die ganze lange Nacht hindurch weinen, am Morgen sucht' ich Dich dann desto schneller auf und umarmte Dich um so inbrünstiger, — und jezt ließ ich Dich der Verzweiflung ohne Rührung, meines Vaters Tod bewegte mich nicht, — alles kömmt nun in einem Augenblicke zurück! —

Karl. (fällt in seine Arme.) Nun, so habe Dank, sei mein, — ich bin Dein bis zum Tode! —

Reinhard. Der Morgen bricht hervor. — Komm hinein, ich will selbst für Dich zu Heinrich sprechen. — Mir ist, als wärest Du von einer langen Reise zurückgekehrt. O daß sich Menschen so verkennen können!

Karl. Ich taumle noch; leite meine Schritte, unterstütze mich.

Reinhard. Ich möchte Dich auf meinen Armen hineintragen. — O lieber Bruder! Wir weinen beide, so wollen wir vor Adelheid treten. — (sie gehn ab.)

(Saal in der Burg Orla.)

Heinrich. Adelheid.

(Die von verschiedenen Seiten auftreten.)

Heinrich. Guten Morgen, Schwester, — bist Du auch schon wach?

Adelheid. Ich habe fast die ganze Nacht nicht schlafen können. Immer, wenn mir etwas Neues und Fröhliches begegnet, kann ich nicht müde werden. — Von hier sieht man die Sonne gar herrlich aufgehn.

Heinrich. Ich erinnere mich noch wohl

dieses Fensters und eben darum kam ich herein.

Adelheid. Wie viel hat man sich zu sagen, wenn man sich in so langer Zeit nicht gesehn hat; mir ist in der Nacht noch manches eingefallen, was ich vergessen hatte.

Heinrich. Wir können uns ja nun aussprechen. — Bald, hoff' ich, sollst Du mich als verheiratheten Mann sehn, wenn mich die hiesigen Fräulein nicht ausschlagen wollen.

Adelheid. Recht so, lieber Bruder. — Wie gefällt Dir aber Karl von Berneck?

Heinrich. Ich habe ein inniges Mitleid mit ihm, er ist gut und achtet sich unter den Menschen selbst für verlohren.

Adelheid. Sein Bruder Reinhard liebt ihn nicht.

Heinrich. Die Jugend braust noch zu

sehr in ihm, er wird vielleicht ein liebenswürdiger Mann werden.

Adelheid. Ach, lieber Bruder, es ist Unrecht, wenn ich vor Dir Geheimnisse haben sollte: — Karl von Berneck hat mir gesagt, er liebe mich, was sagst Du dazu?

Heinrich. Wichtiger ist, was Du dazu sagst.

Adelheid. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, aber ich glaube, es war fast das nämliche, was er mir sagte.

Heinrich. Glück zu! er genest dann vielleicht von seiner Melankolie, die das Unglück seines Hauses in ihm erzeugt hat.

Reinhard. (kömmt.) Gott grüß Euch, ich dachte nicht, Euch beide schon munter zu finden.

Heinrich. Der schöne Morgen hat uns geweckt.

Reinhard. Mein Fräulein, ich komme

mit einer gar eigenen Bothschaft. Ich habe meine Bewerbung um Euch geendigt, ich bin mit meinem Bruder versöhnt, und ich bitte für ihn um Eure Hand.

Adelheid. Gott! wie viele Freude auf einmal! — O verzeiht mir, Ritter, ich weiß nicht, was ich spreche. — Ihr seid mit ihm versöhnt?

Reinhard. Wie viel Mühe kostet es uns zu hassen, und wie leicht ist dagegen die Liebe! Welch ein Leben führen wir im Haß? Wir haben keine Sonne, die uns leuchtet, kein Feuer, das uns erwärmt; wir verlieren in einer todten Einsamkeit unsern eigenen Werth.

Adelheid. So hör' ich Euch gern.

Reinhard. In dieser Nacht ist eine wunderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Mir fiel es zum erstenmale auf's Herz, wie elend mein Bruder sei, wie von aller

Welt losgetrennt, fern von jeden Schimmer des Glücks, wie er nicht einmal sagen könne, daß er einen Bruder habe, — o wir werden innerlich oft anders, ohne daß wir sagen können, wie es geschieht; und so ist es mir ergangen. — O lieber Ritter, widersezt Euch meiner Bitte, der Bitte meines Bruders nicht: vergeßt seine Fehler, denkt, es sei ein andrer, der so gehandelt habe, — er wird anders werden, er ist an sich gewiß gut.

Heinrich. Ich habe nur so lange geschwiegen, weil ich Euch bewundert habe. Ihr seid ein edler Mann, ein zärtlicher Bruder; mich freut es, daß Ihr wieder einverständigt seid und ich kann gegen diese Verbindung nichts einwenden. Möge sie glücklich seyn auf immer! — Aber wo ist Euer Bruder?

Reinhard. Ich muste vorangehn, um

mit Euch zu sprechen, weil er es nicht wagte, Euch den Antrag zu thun. Ich will ihn jezt hereinführen. (geht ab.)

Heinrich. So sind wir ja alle zufrieden und glücklich.

Reinhard. Karl.

Karl. Und es ist Euer Wille? — Ihr verstoßt mich nicht?

Heinrich. Ich begrüße Dich als meinen Schwager; ich freue mich, daß ich Dich so nennen darf.

Karl. O so sind die Menschen doch besser, als ich immer glaubte! — Aber noch kann ich mich in meinem jetzigen Himmel nicht zurechtfinden, meine Augen sind wie geblendet, vergebt diesem schwachen Herzen, das an Glück noch nicht gewöhnt ist. — O Adelheid! (er sinkt vor ihr nieder) Du bist ein Engel vom Himmel, der mir die Versöhnug

Gottes ankündigt; — auch meinen lieben Bruder hab' ich wieder gewonnen, alles endigt besser als ich dachte.

Adelheid. Steht auf, steht auf. — (leise) Ich konnte nicht in den Garten kommen, ein langes Gespräch mit dem Bruder hielt mich zurück.

Reinhard. Bist Du nun ganz glücklich, Karl?

Karl. Ich hoffe, die Schuld ist nun von mir hinweggenommen, mein Bruder hat es ja auch gesagt, was wollen sie mehr? — (er sieht sich furchtsam um.) Rührt sich nichts? Hört Ihr nichts die Wände herabschleichen?

Reinhard. Fasse Dich, lieber Karl, falle nicht wieder in Deine alten Phantaseien.

Karl. O Bruder, ich nehme mich sehr in Acht. Aber soll der arme Mensch denn nicht wahnsinnig werden, wenn ihn das Wundervollste wie das Gewöhnlichste um-

giebt? Ihr alle würdet eben so seyn, wie ich, wenn Euch alles eben so begegnet wäre.

Heinrich. Ich glaube Dir, sieh, Du taumelst.

Adelheid. Karl, kennst Du mich? bist Du froh?

Karl. O, ich bin vom Glanz geblendet, Adelheid, — theures Mädchen, für die ich leben, für die ich glücklich seyn möchte, — o wenn es nur jezt ruhig bleiben wollte, — mein Herz klopft so ängstlich — mein Kopft schwärmt. — (er kniet nieder.) Ich beschwöre Dich, ich flehe es von Dir, laß es mir jezt verziehen seyn, sieh, das schönste Glück der Erde wird mir angeboten, so halte Dich nun auch still und abwärts, verzeih endlich Deinem unglücklichen Sohne: sieh diese Thränen und laß es nun genug seyn. — (er steht auf.) Ich hoffe, es ist nun alles vorüber und ich fasse frischen Muth.

Jede Strafe ermüdet endlich; warum sollte diese Rache nicht langsamer werden, und immer um mehrere Schritte hinter mir zurückbleiben, und immer mehr, bis ich sie ganz aus den Augen verlohren habe und ich davon wie von einem fernen Traume sprechen kann?

Heinrich. Gieb mir Deine Hand, Adelheid. — (er legt die Hände in einander.) Der Himmel segne Euch.

Reinhard. (weinend.) Seid immer glücklich!

(Der Geist Mathildens steht zwischen ihnen.)

Adelheid. Welcher Schauder geht durch mein Gebein! —

(Der Geist geht ab.)

Karl. (schleudert Adelheid weit von sich, die übrigen entsetzen sich.) Ha! es ist vorüber — es soll nicht seyn! Und immer ungeheurer wird die Gegenwart und Mord und Tod kömmt aus der aufgeregten Erde wieder. — Und

auch ich will nicht mehr leben. — Kommt heran, Ihr Mörder, hier ist mein Herz! — Sei verflucht, Mutter, dreimal verflucht, verflucht sei dieser Sohn, den du geboren hast, hundert, tausendmal verflucht! — Du hast kein Mutterherz, die Verdammniß hat dich zu einem Geiste der Quaal umgeschaffen. — (er steht knirschend da, Adelheid und Heinrich entfliehn.)

Karl. Lauter und lauter donnerts! Herauf Verdammniß aus dem tiefsten Abgrund! — Wie Wolken steigen die Flüche empor.

Reinhard. Fasse Dich, Bruder.

Karl. Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht! Eine wilde ungeheure Gestalt. — O hört wie sie heulen im Abgrunde der Finsterniß, im tiefsten, lezten, vor dem jeder Lichtstrahl scheu zurückbebt, dort liegen sie an ewgen Ketten, die Vatermörder, die Muttermörder; ein hohles Echo wirft aus den tiefen feuchten Schlünden ihre Schuld zurück,

sie wünschen sich in das Getöse, in die Feuerfluthen der Verdammniß, um ihren Gedanken zu entkommen.

Reinhard. (heftig) Bruder! komm zurück, ich beschwöre Dich! —

Karl. Und diese erwarten mich! — Ich will zu Euch, ich will nicht lange zögern, die Stunde ist gekommen.

Reinhard. Bruder, ich bin allein mit Dir und ich fühle, wie mich Dein Wahnsinn mit ergreifen könnte. — Um Gottes Barmherzigkeit! halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander ausgerennt haben.

Karl. (fällt weinend in seine Arme.) Ach! Bruder! — Du siehst, wie elend ich bin.

Reinhard. Karl!

Karl. Wie soll es werden?

Reinhard. Welche plözliche Wuth hat Dich ergriffen?

Karl. Die Mutter stand zwischen uns, als ich kaum Adelheids Hand in der meinigen fühlte.

Reinhard. Du hast sie hinweggejagt, das Entsetzen ergriff alle gewaltig.

Karl. Ach! Ihr seid das nicht gewohnt, — ich dachte wohl, daß es so kommen würde. Es giebt kein Glück, daß nicht abblühte und verwelkte, so wie ich es berühre.

Reinhard. Adelheid ward blaß wie eine Leiche, — o lieber Bruder, mein Herz ist zerrissen, alle meine Hofnung ist dahin.

Karl. Die meinige auch.

Reinhard. Warum hab' ich Dich nicht immer geliebt?

Karl. Liebst Du mich jezt?

Reinhard. O zweifle nicht länger.

Karl. Recht mit dem Herzen? Mit einer wahren brüderlichen Seele?

Reinhard. O wohl, alle Liebe, die

mich Jahre hindurch hätte begleiten sollen, ist auf diesen Augenblick zusammengedrängt.

Karl. So tödte mich. — Warum fährst Du zurück?

Reinhard. Du erinnerst mich bitter an diese Nacht.

Karl. Das will ich nicht. — Bruder! wenn ich Dich so nennen darf, so zieh den Dolch, — Du hast ihn doch bei Dir? — Hier ist er. —

Reinhard. Unmöglich; — Dich ergreift ein neuer Wahnsinn.

Karl. Nein, ich bin jezt kalt. — Aber was soll ich noch im Leben? Was erwartet mich noch, daß es der Mühe werth wäre, daß diese Tropfen noch mit Pein durch diese Adern rinnen? Auch die Liebe ist für mich todt, ich soll nicht glücklich seyn, ich soll nicht daran glauben.

Reinhard. Höre auf.

Karl. Meine Verbrechen mag ich nicht dadurch häufen, daß ich mir selbst den Dolch in die Brust stoße; das wirst Du nicht von mir hoffen und wünschen.

Reinhard. Ach nein, Karl! — Aber es kann ja noch alles anders werden.

Karl. O ja, und das wird es auch, unfehlbar wird es das. Mein Wahnsinn wird nun in mir immer älter, er schießt immer giftiger empor. Ich bin dann von jedermann verlassen, ich weiß dann von mir selber nichts und zerstoße mir an der Mauer den Kopf unter Gotteslästerungen. — Dann ist alle Hofnung der Vergebung entflohn. — Oder Du siehst mich vielleicht auf ofnem Markte, vor den Augen des Volks langsam auf einem Scheiterhaufen sterben, denn ich habe meine Zunge nicht in meiner Gewalt, ich weiß nicht, was ich thun kann, was ich gewiß thun werde.

Reinhard. (laut schluchzend) Hör' auf, Du zerreissest mein ganzes Herz.

Karl. Oder Du siehst es wie ich mich wahnwitzig in schweren Ketten schleudre und mich und den Himmel verfluche. — Willst Du darauf warten? so wird es sich ändern.

Reinhard. Laß mich sterben, Bruder.

Karl. Geh, Du bist ein Nichtswürdiger, so lange hast Du mich meiner Quaal überlassen, und nun kömmst Du, um mich mit Deiner Liebe erst ganz elend zu machen. Als Du mich haßtest und den Dolch gegen meine Brust erhobst, da warst Du mir theurer, da warst Du mein Freund, mein Bruder: jezt kenn' ich Dich nicht mehr, — ich fluche Dir, so wie mir!

Reinhard. (kniet vor ihm nieder) Bruder! — Ach! wie jedes Wort mein armes Herz zerspaltet.

Karl. (der auch niederkniet und ihn so umfaßt.) O lieber Reinhard, so erhöre mich. Bei unsern Kinderjahren, bei allen Erinnerungen beschwör ich Dich. — O wie sanft würde mir von Deiner Hand der Tod seyn! — Nur ein Druck dieses Dolches, — und meine Seele ist frei.

Reinhard. Umfasse mich recht innig, — küsse mich. — Fühlst Du jezt meine Liebe? mein schlagendes Herz?

Karl. Theurer!

Reinhard. Nun so stirb. — (er drückt ihm den Dolch in die Brust.)

Heinrich. Adelheid. Conrad.

Adelheid. Wo ist er?

Reinhard. Seht, er blutet. —

Adelheid. O Gott!

Karl. Lebe wohl, Conrad, — Adelheid, lebe wohl! —

Conrad. Himmel! wird nun endlich dies Haus beruhigt seyn?

Reinhard. Lebe wohl, Bruder, — ich gehe in ein Kloster, das Leben hat nun keinen Reiz mehr für mich. — (er hält Karl fest in seinen Armen, die übrigen bilden eine traurige Gruppe über ihnen. — Der Vorhang fällt.)

Denkwürdige Geschichtschronik

der

Schildbürger

in

zwanzig lesenswürdigen Kapiteln.

Caput I.

Einleitung des Verfassers. — Geographische Nachrichten. — Beschreibung der Einwohner.

Es ist sonder Zweifel für den Menschen ein ungemein interessantes Studium zu sehn und zu erfahren, was sich vor seiner Zeit in der Welt zugetragen hat, um nach den mancherlei Vorfällen aus der alten Welt die Begebenheiten seines Zeitalters beurtheilen zu lernen. Die Wissenschaft der Geschichte ist eben darum von je sehr hochgeachtet worden, so daß man von ihr sogar behauptet hat,

sie könne den Staatsmann, so wie den Kriegshelden erziehn: aber auch für den, der in keiner von diesen Laufbahnen groß zu werden denkt, sondern nur zum Nutzen seines Geistes die Begebenheiten aus einer ruhigen und sichern Ferne beschauen will, ist es angenehm, in denen Sachen, die in der Welt vorgefallen sind, nicht unwissend zu bleiben.

Darum sind von je an billig die Männer geachtet worden, die ihre Zeit und ihre Arbeit darauf verwandten, Begebenheiten zu sammeln und sie dem Verstande des Lesers in einer zierlichen und klugen Ordnung vorzuführen. Man hat schon seit lange dergleichen Werke in sogenannten Bibliotheken aufgestellt und häufig mit einem zierlichen Einbande geschmückt; daneben steht die Geschichte unter der Obhut einer Muse und dem unmittelbaren Schutze eines Gottes, des Apollo, so daß also mit Recht jedweder Ge-

schichtschreiber für einen wichtigen Mann zu achten ist.

Wir dürfen uns auch in unserm Zeitalter nicht beklagen, daß es uns ganz und gar an Geschichtsbüchern mangele, wenn der Mensch gleich deren nie genug erhalten kann und noch manche Lücken auszufüllen wären. Dem Leser ist es vergönnt, alle Nazionen genau kennen zu lernen, von allen Ländern und Städten die Beschreibungen in den Händen zu haben; daneben gebricht es ihm auch nicht an dem nöthigen Raisonnement, sondern wir haben unzählige weitläuftige Werke, in denen fast nur geurtheilt wird und die Geschichte selbst nur dem Scharfsinne des Skribenten dient. Es darf sich auch der Leser nicht über Einseitigkeit der Anschauungen beklagen, denn er kann es häufig lesen, wie man ohne sonderliche Verdrehung die grösten Menschen zu kleinen, so wie die kleinsten

zu den größten macht; ein Handgriff, der jezt in der Geschichte fast nothwendig geworden ist, um den alten längstbekannten Thaten und Männern wieder den Reitz der Neuheit zu geben, damit wir uns zugleich ergötzen können, indem wir uns um dergleichen alte Historien bekümmern.

Die Vergangenheit ist mit Recht ein Spiegel der Zukunft zu nennen, und deswegen ist schon zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte die Kenntniß der alten Welt nützlich Ich darf mir daher vielleicht einigen Dank von einem großgünstigen Leser versprechen, wenn ich ihm nachfolgende alte, längstvergangene Vorfälle erzähle, indem er dadurch vor der Einseitigkeit bewahrt wird, mit der er sonst gar zu leicht die moderne Weltgeschichte lesen könnte die in Hamburg, Berlin, Leipzig, Erlangen, Bayreuth u. s. w. wöchentlich in zwei oder drei ganz kleinen Hef-

ten erscheint; ich habe darum auch keine Mühe beim Sammeln dieser Nachrichten gescheut.

Ich darf überhaupt in dieser Chronikgeschichte wohl am meisten auf den Beifall des Lesers rechnen, weil es doch viel ehrwürdiger ist, ein Historiograph, als ein Mährchenerzähler zu seyn; ich hoffe daher auch hier diejenigen mit mir zu versöhnen, die wegen der vorhergehenden Erfindungen vielleicht übel mit mir zufrieden sind.

Es ist daher ein großes Glück für mich, daß die Geschichte zu den sogenannten ernsthaften Wissenschaften gehört, und ich darf mich also auch bei dieser Erzählung gar nicht so demüthig unter dem Leser fühlen, denn ein Verfasser, der etwas ernsthaftes schreibt, ist beinahe so viel als der Leser selber. Es ist auch nur dem Zufall zu danken, daß diese Geschichtsdarstellung in diese Mährchen

geräth, für die ich sie anfänglich gar nicht bestimmt hatte, und der geneigte Lesende erlaube mir, hierüber nur noch ein Paar Worte zu sagen.

Wenn man sich einem Beschützer und Gönner empfehlen will, indem man wünscht, bürgerliche Pflichten zu erfüllen, (das heißt: ein Auskommen zu erhalten) und man bei einer solchen feierlichen Gelegenheit seinen Verstand zu zeigen wünscht, so wäre es höchst lächerlich, in solchen Umständen irgend etwas Poetisches hervorzubringen und es als ein Beglaubigungsschreiben einzureichen. Darum wird auch kein vernünftiger im kultivirten Staate erzogener Mensch darauf verfallen, den Aufschneider umzuarbeiten, oder den Finkenritter zu elaboriren, wenn er sich zu einer Prediger- oder Schulstelle melden will, denn es sind Mährchen und Possen, und Niemand glaubt mehr an den

Eu-

Eulenspiegel oder Aufschneider, selbst dann nicht, wenn er durch einen Zufall eins von beiden in eigener Person seyn sollte. Die Dankbarkeit des Staats, die Liebe unsrer Mitbürger, das Eingreifen und Mitwirken, das Helfen beim Fortschieben des Jahrhunderts, die zunehmende Aufklärung und Humanität, alle diese Sachen, die doch gewiß keine Mährchen sind, (wovon man schon allein durch das ausgezahlte Gehalt überzeugt seyn kann) wird man nie durch Mährchen erlangen. Sondern eben deswegen hat es ja Griechen und Römer gegeben, und deswegen haben ja so manche Männer unter ihnen etwas gethan und gelitten, daß man in unsern Zeiten Programme und Disputationen darüber schreiben kann, um Ruhm und Ämter zu erlangen. So wenig es sagen will, ein Gedicht hervorzubringen, soviel hat es zu bedeuten, wenn man eine Abhandlung

über ein Gedicht zu verfertigen im Stande ist, und dazu haben wir auch die alten Classiker.

So war ich neulich des unthätigen Lebens plözlich überdrüssig geworden und beschloß also, am Bau des Staats mit Hand anzulegen. Ich hatte einen alten Verwandten von Einfluß, der mich aber schon längst vergessen hatte; darum wollte ich ihm das Gedächtniß wieder auffrischen, und ein kleines Buch schreiben, das den Beweis enthalten sollte, daß Nero nichts weniger als ein grausamer Kaiser gewesen sei, sondern im Gegentheil ein sehr gütiger Mann, ein Charakter, der in der Ausbildung zu groß und daher für diese kleine Welt unpassend geworden: unser Zeitalter liebt solche Bücher und ich hätte mich dadurch vielleicht sehr empfohlen. Nachher wollt' ich über des Caligula Pferd schreiben und davon Gelegenheit

nehmen, unser Zeitalter und unsre Bürgermeister zu loben; aber ein guter Freund warnte mich noch zur rechten Zeit und versicherte mich, daß man keinen Spaß verstünde. Ich schwur ihm zu, es sei mein bittrer Ernst, aber da er am Ende Recht behielt und ich nicht gern für boshaft und niederträchtig ausgeschrien seyn will, so ließ ich auch diese interessante Abhandlung liegen. Da ich aber wußte, daß mein Onkel als ein rechtschaffener Geschäftsmann alles Unernsthaftige und Poetische verachtete, so mußte ich doch an irgend etwas Gründliches die Hand legen; und so verfiel ich denn auf die Geschichte der Schildbürger, die ich nach allen meinen Kräften auszuarbeiten versucht habe. — Aber kaum war ich mit dem Werke fertig, als mein Onkel starb und ich auch nach bürgerlichen Geschäften zu streben aufhörte; damit aber meine Untersuchungen nicht ganz

unnütz seyn sollten, habe ich, um der Welt zu nutzen, einen kleinen Verstoß gegen die Schicklichkeit gemacht, und diese wahre Geschichte in diese Volksmährchen hineingetrieben.

So viel zur Einleitung!

Es fällt mir ganz unmöglich, dem wißbegierigen Leser nur einigermaßen befriedigende Nachrichten über die Geographie dieses Landes, Volksmenge, Anzahl der Feuerstellen u. s. w. zu geben, ob es gleich meine erste Pflicht wäre, denn davon hab' ich gar keine Notizen, trotz aller wiederholten Nachforschungen, angetroffen. Der Leser kann sich überhaupt schwerlich vorstellen, welche Schwierigkeiten ich habe überwinden müssen, um ihm gegenwärtige Geschichtserzählung zu liefern, denn die Quellen dazu sind fast alle versiegt und vertrocknet. Ich ließ in den angesehensten Bibliotheken nachsuchen, ich gab vielen Buchhändlern Aufträge, um mir von

der Messe dahin einschlagende Bücher mitzubringen, aber alles vergebens; in den Buchläden selbst war keine Spur eines zu meinem Endzwecke brauchbaren Werkes anzutreffen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern besuchte ans reinem Enthusiasmus die Leipziger Messe in eigner Person. Einige unverständige Buchführer wollten mir Schmids Geschichte der Deutschen, oder die Geschichte des Römischen Reichs in Briefen an einen Sohn und dergleichen aufheften, aber ich merkte bald, daß das nicht einmal Hülfsmittel, vielweniger gar gute Quellen zu nennen wären. Als ich schon alle Hofnung aufgegeben hatte, fand ich auf der Straße endlich noch einen kleinen unansehnlichen Buchhändler sitzen, der aber bei aller seiner Unansehnlichkeit die seltensten Werke feil hatte, die man vergebens in den größern Handlungen suchen wird. Das Exemplar, das ich hier von der Geschichte der

Schildbürger antraf, ist daher billig für ein Manuscript zu achten, und aus diesem habe ich auch in der That das Meiste geschöpft. Der kleine Kaufmann erzählte mir unter Thränen, wie sehr er sich wundere, daß ich dergleichen Bücher kaufte, da ich doch wahrscheinlich zu den aufgeklärten Männern gehörte, die jezt dergleichen Bücher so sehr verachteten, und ihnen einen so schlimmen Einfluß auf die Sitten des gemeinen Mannes zuschrieben, daß er bisweilen wohl gar auf den Gedanken gekommen sei, sich für ein verderbliches Mitglied des Staats zu halten. Man suche auch zum Besten der Aufklärung und der Menschheit den Till Eulenspiegel, die Heymonskinder, den gehörnten Siegfried und dergleichen Bücher durch andere neuere ungemein abgeschmackte zu verdrängen; es stehe, fuhr er fort, zu befürchten, daß man ihn noch nächstens als

einen Sittenverderber über die Gränze bringen würde, so wie er prophezeite, daß man diese Volksgeschichten mit der Zeit den Bauern so gut mit Gewalt wegnehmen würde, wie das Schießgewehr.

Ich wuste auch um diese Projekte und hatte schon oft gelesen, wie jeder unbeholfene Schriftsteller in neugeruckten Büchern jene altgedruckten verachtet hatte, ich suchte daher den Mann, mit dem ich ein inniges Mitleiden hatte, einigermaßen zu trösten. Ich sagte ihm nach meiner Überzeugung, daß er doch nur glauben solle, es sei der pure Neid, der die neuen Schriftsteller dahin bringe, daß sie diese guten alten Deutschen zu verdrängen trachteten, denn sie fühlten, daß jene besser geschrieben hätten, als sie im Stande wären; daß überhaupt diese Vorschläge, dem Volke bessere Lesebücher unterzuschieben, eben ein Projekt sei, recht im Sinne der

Schildbürger gedacht, daß die Menschen das Volk am liebsten erziehn möchten, die das Volk nicht kennen und selbst der Erziehung bedürfen, so wie diejenigen gern Lesebücher für alle Stände anfertigen, die für keinen Stand lesbar schreiben. Er sollte, fuhr ich immer fort, der Noth- und Hülfsbücher, der Bothen aus Thüringen und dergleichen Bücher wegen nur unbesorgt seyn, eben so wegen der neuen moralischen Volkserzählungen, die so unbeschreiblich albern sind, weil sich die Verfasser das Volk so dumm vorstellen und daher nicht wissen, wie sie sich genug herablassen wollen, denn in jenen alten sogenannten Scharteken stecke eine Kraft der Poesie, eine Darstellung, die im Ganzen so wahr sei, daß sie beim Volk, so wie bei jedem poetischen Menschen noch lange in Ansehn bleiben würden. Seid nur zufrieden, sagte ich weiter, denn, mein lieber Mann,

wenn jene Herren aufrichtig seyn wollen, so denken sie vom Homer nicht besser, wie von den schlichten Heymonskindern; so ein Curius incomptis capillis kommt ihnen mit seiner natürlichen Natur, mit seiner Wahrheit der Gefühle viel zu unhöflich vor, sie möchten sich alles auf Popische Weise in langweilige Stanzen auflösen und übersetzen lassen, damit sie aus diesen Büchern heraus nicht mit einer zu harten altfränkischen Stimme angeredet würden, damit man ihnen den Honig noch verzuckerte und statt der rohen Lächerlichkeiten lieber nichtswürdige, karakterlose Albernheiten zu genießen vorsezte. Sie möchten gar zu gern, daß der simple treuherzige Bauersmann eben so bei langweiligen, kraftlosen Büchern gähnte, wie sie thun, damit sie sich an seiner Bildung erfreuen könnten. Ich weiß es auch, daß die alten guten Jägerlieder, so wie die naiven verliebten Arien

und Gesänge, die oft so kindlich reden und es so ehrlich meynen, abgedankt werden sollen, und daß der Märkische Herr Schmidt Lieder beim Melken und Waschen will singen lassen, um die Kühe und das Gesinde poetischer Weise zu ermuntern; indessen, wie gesagt, seid unbesorgt, ich hoffe, das Bessere wird oben bleiben. — Ich ging endlich so weit, daß ich dem Manne entdeckte, wie ich die Absicht hätte, diese alten Volksbücher zum Theil umzuschreiben und sie spitzbübischer Weise sogar in die öffentlichen Lesebibliotheken zu bringen, damit selbst aufgeklärte und wahrhaftig nicht schlecht fühlende Mamsells sie mit lesen und sie eine der andern empfehlen möchte, ohne zu merken, daß es so alte verlegene Waare sei. Der Mann war sehr erfreut darüber und wir schieden als gute Freunde.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung;

sie kann dazu dienen, ihm zum Theil deutlich zu machen, was ich von jenen Volksbüchern denke, und warum ich sie von neuem abschreibe.

Von der Geographie des Landes also weiß ich nichts beizubringen. Einige haben die Scene nach Utopien legen wollen; indessen halte ich dies nur für einen gelehrten Kunstgriff, um sich aus der Verlegenheit zu ziehn, weil Utopien eine Gegend ist, die es verträgt, daß man ihr alles aufbürde.

Aus dem Mangel der geographischen Nachrichten so wie der historischen Quellen, so wie aus der Geschichte der Schildbürger selbst, die fast etwas Possierliches an sich hat, haben einige schließen wollen, daß diese Schildbürger niemalen existirt hätten, sondern nur eine Erfindung der Imagination seyen. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, welche gefährliche Folgen dergleichen Hypo-

thesen für die ganze Geschichte haben können und daß diese Sucht, alles allegorisch zu erklären, am Ende nothwendig Geschichte und Poesie zerstören müsse. Ein guter Freund von mir ist dieser Erklärungsmethode gänzlich ergeben und liest deswegen Banier's Mythologie sehr fleißig; er läugnet mir gerade zu ab, daß die Schildbürger jemals existirt hätten, so wie er auch mit Herrn Banier der Meinung ist, daß jeder Drache in der alten Mythologie einen Mann bedeute, der etwa Drako geheissen habe. Dieser hat sich die Mühe gegeben, die Odyssee und Ilias prosaisch aufzulösen, um zu beweisen, daß diese beiden Gedichte nichts sind, als eine wunderliche Einkleidung von allerhand Sittensprüchen und Gemeinplätzen. Er hält daher die Mühe der Botaniker für etwas sehr Überflüssiges, wenn sie sich quälen, den Homerischen Lotos ausfindig zu machen, denn

er findet in der Geschichte der Lotophagen und der Gefährten des Odysseus, die sich in der Lotosspeise überessen, wieder nur eine scharfsinnige Allegorie. Er erklärt es nehmlich also: Ulysses war mit seinen Kameraden lange nach Art der Genies oder Vagabunden umhergeirrt, sie fanden keine Gelegenheit sich zu fixiren, bis sie endlich in ein Land geriethen, das ordentlich mit Collegien, Accise, Lotterie und dergleichen eingerichtet war, sie erhielten alle eine Bedienung und schmeckten nun die Süßigkeit eines bestimmten bürgerlichen Einkommens, sie waren in die politischen verschiedenen Fächer versezt, übten Pflichten aus und hatten überdies noch die Hofnung zu avanciren. Als Ulysses sie nun wieder abrufen wollte, um das unstäte Leben von vorn anzufangen, hatte, wie begreiflich, keiner Lust ihm zu folgen; und diese schöne Wahrheit hüllte nun Homer in

das Gewand der Fabel und erfand so seine Lotophagen, die also nichts anders significiren, als einen gut eingerichteten Staat. Ich will dem Leser in der Beurtheilung dieser Erklärung nicht vorgreifen; nur werfe ich die Frage auf: Wohin führt das endlich? Wenn jemand nach mehreren hundert Jahren unsere ordentliche deutsche Geschichte läse und ihm die religiöse und statistische Einrichtung bekannt würde, wenn er die verschiedenen Collegia und ihre Gewalt kennen lernte, unsere Methode zu arbeiten, die mannichfaltigen Spaltungen, das verschiedene wechselnde Interesse, die Wirkungen des Aberglaubens und der Aufklärung, würde er, sag' ich, nicht vielleicht in die Versuchung kommen, unser ganzes Zeitalter und alles in ihm nur für eine witzige, scharfsinnige Allegorie zu erklären? So absonderlich dürfte ihm alles dünken. So daß ich und

alle meine wirkenden und gewiß nicht zu verachtenden Mitbürger nur allegorische Personen wären, das heißt, abstrakte Verstandesbegriffe. Und doch versichern wir gegenwärtig auf Ehre (und ich thue es hier um so lieber, damit auf keinen Fall in der Zukunft ein Irrthum entstehe) und unser ganzes Zeitalter stimmt mir darinn bei, daß wir alle wirklich existiren und also an Scharfsinn und Witz gar nicht gedacht werden darf, daß wir uns auch daran begnügen wollen, lebende Personen zu seyn und uns das gute Zutrauen verbitten, für Verstandesbegriffe zu gelten.

Ich habe dies Exempel nur darum anführen wollen, um dem geneigten Leser recht klar zu machen, wohin die verderbliche Allegoriensucht führen könne.

Es scheint mir daher auch außer allem Zweifel zu seyn, daß die Schildbürger wirk-

lich existirt haben, und in dieser Überzeugung will ich nun endlich zu ihrer eigentlichen Geschich e übergehn.

Höchstwahrscheinlich war es eine Colonie vertriebener griechischer Staatsmänner und Philosophen, die sich zuerst im Lande Schilda niederließen. Es entstand in diesem Lande wenigstens nach und nach eine Generation von Menschen, die einen ganz verwundernswürdigen Verstand in sich hatten. Sie unterschieden sich durch ihre Weisheit von allen übrigen Menschen und wußten beständig, was recht und gut sei und was man schlimm und unrecht zu nennen habe, sie waren nicht nur im theoretischen Theile der Klugheit wohl erfahren, sondern auch im praktischen, so daß alles was sie thaten und riethen einen glücklichen Ausgang gewann.

Dergleichen Vortreflichkeit konnte nicht lange verborgen bleiben, und die ganze Welt

sprach

sprach bald von der großen Weisheit und vom fast übermenschlichen Verstande der Schildbürger. Einige der benachbarten Könige und Fürsten zogen die berühmtesten an ihren Hof und machten sie zu Ministern, ja, was noch mehr war, sie folgten ihrem Rathe und befanden sich wohl dabei, andere folgten ihrem Beispiel und so war bald ganz Schilde von Einwohner entblößt, die ihr eignes Land unregiert lassen musten, um dafür alle übrigen vortreflich zu regieren.

Es war also nun dahin gekommen, daß ein jeder Fürst einen Schildbürger als einen weisen Mann an seinem Hofe hielt und daß der Verstand aller übrigen Länder in Mißkredit kam. Es schien, als hätte die Natur alle ihre Kräfte aufgewandt, um in dem kleinen Lande Schilde die allervortreflichsten Rathschläger aufsprossen zu lassen, und daß es deshalb bald Mode und haut gout werden

muste, einen rathschlagenden Mann nirgends anders her zu verschreiben, so daß auch einige Fürsten, die keinen mehr überkommen konnten, sich innerlich schämten und wenigstens ein paar Schildknaben an ihrem Hofe erziehen ließen, um mit ehestem Verstand und guten Rath als eine sichere Erndte davon zu bringen.

Man darf sich übrigens über dieses anscheinende Wunderwerk nicht verwundern, denn die Natur scheint überall ihre Ökonomie so eingerichtet zu haben. An irgend einem bestimmten Orte ist jeglichesmal jede Sorte Früchte die beste, so daß alle übrigen nur Abarten von dieser Art zu seyn scheinen. Die Krebse sind in manchen Gegenden weit vorzüglicher als in andern. Die Römer konnten es zu des Horatii Zeiten den Fischen anschmecken, wo sie waren gefangen worden. In den neueren Zeiten hat man beobachten

können, wie die Treue so in dem engen Bezirke der Schweiz zusammengedrängt gewachsen ist, daß kein andres Volk ein Talent dazu hatte, eine Leibwache der Fürsten zu formiren, bis sich in den neuesten Zeiten diese Fähigkeit der Schweizer wieder verloren zu haben scheint, so wie auch die Früchte manchmal plözlich wieder aus der Art schlagen. So haben die Pariser Pasteten, so wie die Englischen Guineen immer alles gute Vorurtheil für sich; so wie ich auch nicht begreifen kann, warum ein Fürst seine Unterthanen nicht als Soldaten solle vermiethen oder verkaufen können, wenn er einmal eine ganz besondere Anlage in ihnen dazu verspürt. Sollen denn Talente vergehn und verwesen? Ja, so wie ich es eben nicht unbillig finde, daß der berühmte Redner Demosthenes zweien gegeneinander streitenden Partheien die Reden machte, mit denen sie

sich vortreflich bekriegten, so halte ich es für bloße Einseitigkeit, daß man noch nicht zuweilen beiden Partheien zu dem doch nothwendigen Kriege die Soldaten aus Einem Lande übermacht hatte.

Auf diese Art waren also die Schildbürger im Rathschlagen; unvergleichlich und da sie vielen Fürsten dienten, machten sie es eben so, daß einer oft Rath gegen den Rath seines Mitbürgers geben muste, und sie sich also mannigfaltig mit Verstand bekriegten, der doch nur auf Einem Boden gewachsen war.

Caput II.

Weiberversammlung zu Schilda. — Ihr Brief.

Es war jezt geschehen, daß alle Männer aus Schilda mehrere Jahre hintereinander waren entfernt gewesen, und ihre Frauen indessen das Regiment zu Hause hatten führen müssen. Sei es nun, daß sie dieser Einsamkeit überdrüssig geworden sind, oder daß vielleicht ein durchreisender Fremder sie auf andre Gedanken gebracht hat, oder daß es gar der Wille des Schicksals war, welches beschlossen hatte, daß die Geschichte der Schildbürger von diesem Zeitpunkte die denkwürdigsten Vorfälle enthalten sollte: genug, die Weiber kamen an einem Morgen zusammen und beschlossen, nach einer langen Berathschlagung, daß ihre Männer nothwendig zurückkehren müsten, und in dieser Absicht verfaßten sie folgendes Sendschreiben:

Vielgeliebten Männer.

Es ist uns lieb gewesen, zu vernehmen, daß Ihr Euch noch wohl befindet, und wir haben lange vergebens auf Eure Zurückkunft gehofft. Ihr dürft es uns nicht übel deuten, wenn wir auf Eure übergroße Weisheit gar nicht gut zu sprechen sind, da diese eben Schuld daran ist, daß wir Euren erwünschten Umgang entbehren müssen. Ihr habt, mit Erlaubniß zu sagen, Verstand für fremde Leute, aber keinen für's Haus. Ihr versteht nur zu säen, aber nicht zu ärndten, und eben deswegen wird Euer Winter sehr karg ausfallen. Da Ihr die ganze weite Welt mit gutem Rath ausfüllt, so möchten wir armen bedrängten Weiber uns auch wohl ein Stückchen ausbitten, was wir denn anfangen sollen, wenn, wie es zu vermuthen steht, Eure Abwesenheit noch länger wäh-

ren sollte. Es ist sehr schmeichelhaft für uns, daß Ihr in unsre Treue ein so festes Vertrauen sezt, und doch sind wir nicht ganz außer Zweifel, ob wir Euch so unbedingt trauen dürfen, wenigstens hat es einen sehr zweideutigeu Anschein, daß Ihr ganz keine Sehnsucht nach uns und nach Euren väterlichen Heerden empfindet. Wollt Ihr denn bloß vielleicht dem Sprichwort zu gefallen: »Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande,« niemals wieder zurückkehren? Denkt nur daran, daß es auch heißt: der Pfennig ist da am meisten werth, wo er geschlagen ist, und daß Ihr hier in Schilda geschlagen seid, darüber werdet Ihr doch hoffentlich keinen Zweifel haben. Ihr seid durch Eure verdammte Weisheit über alle Eifersucht erhaben, sonst wollten wir Euch bald durch einige guterfundene Lügen hieherbannen können; wenn Ihr aber nicht aus Mißtrauen zurückkehren

wollt, so kommt wenigstens zurück, um Euch unsrer musterhaften Treue zu erfreuen; laßt die Welt einmal ohne sonderliche Weisheit ihren Gang gehn und nehmt Euch des Hauswesens wiederum an. Schlagt Ihr aber unsern guten Rath in den Wind, so haben wir auch auf diesen Fall einen Entschluß gefaßt. Wir haben uns dann nehmlich nach Männern umgesehn, die uns mehr lieben, wenn sie auch größere Dummköpfe sind; wir leben dann um so glücklicher mit ihnen, und haben des Bischen Verstandes wegen nicht so viel Sorge und Kummer. Wir wünschen insgesammt, daß diese verzweifelte Gegenwehr nicht nöthig sei und daß wir uns alle unterschreiben dürfen

Eure Weiber,

N, N. n. n. etc.

Dieses Sendschreiben ward ohne Verzug durch einen Expressen an die Männer abgeschickt.

Caput III.

Berathschlagungen. — Philemon trägt seine Gedanken vor, die Beifall finden.

Die Männer, als sie diesen Brief empfingen, wunderten sich anfangs, dann aber gingen sie in sich und sahen ein, daß ihre Frauen das größte Recht von der Welt hätten. Sie beschlossen also, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und nahmen deshalb von den Fürsten und Königen Urlaub, die sie ungern entliessen und nur auf das Versprechen, daß sie zurückkehren wollten, sobald man ihres Raths bedürfe.

Ein jeder fürchtete sich vor seiner Hausfrauen, besonders vor dem ersten Empfange; aber als sie angekommen waren, vergaßen alle über die Freude des Grolls, und man sah allenthalben Trinkgelage, man hörte

Gesang und freundschaftliche Gespräche und jedermann war zufrieden.

Als sich aber die Männer nach dem Zustande ihres Landes umsahen, fanden sie alles in der größten Verwirrung. Das Gesinde war ungehorsam, die Äcker lagen unbebaut, die Werkzeuge waren in Stücken gegangen oder verrostet, das Vieh war abgestorben, Nesseln und Unkraut wucherten auf den Wiesen und in den Saatfeldern, die Kinder hielten sich für die Vornehmsten und sprachen in alles mit, kurz, es läßt sich nicht beschreiben, welche Verwirrnng, Verwickelung und Unordnung im ganzen Staate herrschte. Die Männer nahmen daraus so viel ab, daß ihre Gegenwart ganz unumgänglich nöthig sei; das machte ihnen schlaflose Nächte, denn sie sahen nicht ein, wie sie von den Fürsten und großen Herren abkommen wollten, die sie so lieb gewonnen hatten.

Sie hielten endlich eine allgemeine Versammlung, worinn die Noth des Vaterlandes in einer recht kräftigen Rede allen an's Herz gelegt wurde, und die der Redner endlich damit beschloß, daß man ein Mittel ersinnen müsse, irgend einen Anschlag, um von den Fürsten loszukommen, um im Stande zu seyn, die eigenen Angelegenheiten wieder einzurichten.

Die weisen Männer dachten nach, und endlich erhob sich einer, Gerard genannt, und sagte: Meine lieben Freunde und Mitbürger, es ist unsers Verstandes wegen, daß wir uns von unserm Vaterlande haben entfernen müssen, weil die Weisheit unsrer Rathschläge uns weit und breit zu bekannt gemacht hat, so ist es meine unmaßgebliche Meinung, daß wir uns nicht gleich so plötzlich von den Fürsten und Herren losmachen, denn sie möchten über uns ergrimmt wer-

den, gegen uns ausziehen, uns gefangen nehmen und den guten Rath mit Gewalt von uns fodern, den wir ihnen im Guten versagen; denn es ist immer ein gefährliches Unternehmen, sich den Großen zu widersetzen, ihr Verlangen mag nun billig oder unbillig seyn. Deshalb schlag' ich vor, daß wir noch auf einige Zeit zu den Fürsten zurückkehren, ihnen aber so schlechte Rathschläge ertheilen, daß sie uns bald freiwillig als untauglich entlassen.

Als er ausgeredet hatte, sezte er sich wieder nieder und Barthel, ein sehr erfahrner Mann, stand auf und antwortete: Mein lieber Schwager, Dein Rath ist aus einer sehr guten Meinung hervorgegangen, nur glaub' ich, daß wir auf diesem Wege das Ziel gänzlich verfehlen möchten. Es ist mit dem Verstande und den Zufällen in dieser Welt eine so wunderliche Einrichtung, daß beide selten zusammentreffeu. Ein verständi-

ger Rath ist meistentheils nichts weiter, als ein gutgemeinter Wunsch, der bedächtlich ausgesäet wird und über den die Folgezeit mit ehernen Füßen hinstampft und dadurch Schuld ist, daß er gar nicht aufgehn kann. Es ist daher nicht genug, daß man säet, sondern es muß auch eine Windstille folgen. Kein naschender Vogel darf die Saamenkörner wegfressen, dann muß ein milder Regen folgen, die Nachtfröste müssen ausbleiben, und unter diesen günstigen Umständen geht die Pflanze auf und wird nachher doch noch vielleicht vom Hagelschlag, oder durch Raupen und andres Ungeziefer verdorben. Eben also ist es mit der Weisheit, die ausgesprochen auf keinen dürren Boden fallen muß, wenn sie Wurzel fassen soll: ein guter Rath muß gerade so vernünftig gebraucht werden, wie vernünftig man ihn gegeben hat, denn sonst ist er oft wie ein übel zu-

sammengelegtes Messer, das den verwundet, der es bei sich trägt. Auch müssen sich die Zufälle so schicken, alle Kleinigkeiten auf die man vorher gar nicht rechnen kann, daß die Umstände und die Zeit den guten Rath vertragen. Denn so wie es thöricht wäre, die Schaafe in jeder Jahreszeit zu scheeren, wenn sie auch Wolle haben, eben so unbesonnen wäre es oft, den an sich guten Rath in der und jener Stunde zu befolgen, wo sich die Gegenwart, wie ein aufgebrachter Truthahn, mit allen Federn dagegen sträubt. Und habt Ihr es, meine Freunde, nicht selber aus der Erfahrung gelernt, daß guter Rath oft wie ein blinder Gärtner ist, der bei aller seiner Erfahrung die Obstbäume verdirbt und die Blumenwurzeln mit seinem Spaden zersticht? Befanden wir uns oft nicht in großer Noth, wenn wir guten Rath frisch und gesund vorange-

schickt hatten, und er unterwegs krank ward und, von den Umständen aufgehalten, liegen bleiben muste? Nun wurde nach gerätheilt und abgenommen und hinzugethan, verschoben und versezt, gelenkt und gerenkt, daß wir manchmal unsere ersten eigenen Gedanken nicht wieder kannten. Statt daß oft der Unbesonnene einen Rath vom Bogen schießt, ohne hinzusehn, und doch das Weiße der Scheibe trift. Hieraus, meine lieben Mitbürger, wollte ich nur die Anwendung auf uns machen, daß uns schlecht geholfen wäre, wenn wir uns damit abgäben, thörichten Rath zu ertheilen: denn wider alles Verhoffen könnte so in dieser thörichten und ungereimten Welt gerade der beste Rath entstehn und wir würden noch mehr hochgeschäzt und gesucht, und es gelänge uns denn das, was tausend andern Narren gelingt, die auf ihre Einfalt sich durch die Welt betteln, und eben

dadurch reicher werden, als die verständigen Leute, die ihnen Allmosen geben.

Diese Meinung des alten Barthel schien den Schildbürgern noch mehr Weisheit zu enthalten; sie fielen ihm daher alle bei und sahen sich dann einander an, da sie noch keine Arznei für ihre Krankheit gefunden hatten. Endlich erhob sich Philemon, den man fast für den hellsten Kopf erklärte, und redete. Er war noch jung, aber seine Gebehrden und sein Anstand, so wie seine deutliche, zierliche Aussprache brachten ihn selbst bei den Ältesten Ehrfurcht zuwege, sein einziger Fehler als Redner war, daß er sich etwas zu lange vorher räusperte, den Kragen zurechtschob u. s. w., so daß er darinn gleichsam den Fechtern nachahmte, die sich vorher mit Öl salben und alle Gelenke geschmeidig zu machen trachten. Er redete folgendermaßen:

Ver-

Verehrungswürdige Freunde
und Mitbürger!

Ich ersuche Euch demüthig, mir geduldig zuzuhören und Euch durch meine Vorschläge nicht erbittern zu lassen, wenn sie sich Eures Beifalls nicht erfreuen dürfen.

Es scheint eine eben so alte als ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß man viel leichter andern als sich selber rathen könne. Dies beweiset diese ansehnliche Versammlung, die aus den erfahrensten Männern besteht, und die, um die Minerva und ihr ganzes Gefolge zu beschämen, ihrer eigenen Angelegenheiten wegen immer noch in Verlegenheit ist. Würden es jene Fürsten und Könige glauben können, wenn sie es hörten oder läsen, die lehrbegierig zu Euren Füßen saßen und Eure weisen Reden mit Aufmerksamkeit und tiefer Demuth auffingen? Ist denn der Verstand so kurzarmig, daß er sich selber

nicht helfen kann, wenn es die Noth gebie-
tet? Wir haben ein Handwerk daraus ge-
macht, andre aus dem Wasser zu ziehn, oh-
ne das Naßwerden zu scheuen, und jezt wäre
fast nöthig, daß wir nach jenen Thoren um
Hülfe riefen, da es scheint, als wenn wir
die edle Kunst des Schwimmens verlernt
hätten.

Man dürfte sogar darauf kommen, an
unsrer bisherigen Weisheit zu zweifeln, da
wir unsern Staat haben verfallen lassen, um
andere aufzuhelfen; denn so wenig das ein
gutes Auge zu nennen ist, das nur das Nahe
bemerkt und das Fernliegende nicht zu sehn
im Stande ist, eben so wenig ist das ein
gutes Gesicht, das nur das Fernliegende un-
terscheidet und dem das Nächste gleichsam zu
nahe steht, so daß es deswegen darüber hin-
wegsehn muß. Ich wage es zu behaupten,
daß wir uns beinahe in diesem leztern Falle

befunden haben. Wir sind Köche gewesen, die nur für andre kochen und selbst mit dem Abhube vorlieb nehmen; da wir Tag und Nacht uns mit der Weisheit abgearbeitet haben, ist sie uns gleichsam zu unserm Gebrauch etwas zu Geringes geworden.

Gar vortreflich hat der verständige Barthel in schönen Figuren deutlich gemacht, wie selten sich die Weisheit eigentlich mit den Begebenheiten dieser Welt vereinigen lasse, denn es ist fast immer, als wenn die schlanke Grazie mit einem unbeholfenen Bauerntölpel spazieren gehn wolle; sie werden sich nicht mit einander vertragen. Eben darum ist es auch ein undankbares Geschäft, die Umstände mit der Weisheit auszugleichen und dann wieder den Verstand durch die Umstände zu verkümmern, so daß beide nur so eben wie Mann und Frau mit einander leben können; und eben deswegen habt Ihr, verehrungs-

würdige Väter, nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn Ihr am Ende eine heimliche Verachtung gegen die Wissenschaft der Erfahrung und gegen die Klugheit bekamt, so daß Ihr auch lieber in Euren eignen Häusern die Unwissenheit aufwachsen ließet, um nicht in den Ruhestunden auch das lästige Gewerbe fortzusetzen. — Bemerkt, wie fein ich nun den vorigen Tadel zum Lobe herumgedreht habe und wo ich alsbald hinaus will.

Es giebt nehmlich gewiß noch einen höhern Verstand, als mit dem wir uns bisher in unserm undankbaren Leben beschäftigt haben; einen Verstand, der zarter und feiner ist, so daß man ihn vielleicht den wohlgerathenen, ausgebildeten jungen Sohn jener altfränkischen, bäurischen Erfahrungsweisheit nennen könnte. Ehe die Flöte erfunden war, war der Dudelsack das lieblichste Instrument, und als man noch keinen Kaffee kannte, war

Warmbier ein vornehmes Frühstück. Daß aber alle menschliche Kenntniß wachsen und sich verfeinern müsse, werdet Ihr nicht im Stande seyn zu läugnen, denn es hieße nichts anders als behaupten, man habe nun die Gestalt der Weisheit von oben bis unten genau gesehn, man sei bis an den kleinen Zehen gekommen und fühle nun ganz deutlich, daß hier die Schuhe angingen. Das riesengroße Bild der Göttin steht aber mit dem Haupte über die Wolken hinaus, und mit den kolossalen Füßen ist sie tief in die Erde gegründet, so daß vielleicht noch viele Jahrhunderte vergehn, ehe das Menschengeschlecht ihre Form ganz kennen lernt. Es wäre aber ein unedler Vorsatz, wenn wir in der Kniekehle wollten stehn bleiben, in die wir uns jezt eingegraben haben: wir sind bloß so weise geworden, indem wir immer nach größerer Weisheit strebten. So wie

wir uns also für vollendet halten, und das Trachten nach dem Höherklimmen aufhört, so schüttelt uns die Göttinn wie Staub von sich, und wir fliegen dann weit in's Feld der Unwissenheit hinein und liegen im Sande der Thorheit und werden von den Dornen der Dummheit gestochen und gänzlich zerrieben.

Es giebt aber keinen bessern Ständer, keine bessere Grundlage, um das Gebäude des Verstandes aufzuführen, als wenn man stets vor Augen hat, was man eigentlich will. Wenn wir unsern Willen in einer ungewissen Ferne wandeln sehn und nicht darauf wetten mögen, ob er Vogel oder viergefüßt sei, dann ist unser Können nur ein tauber Handlanger, der sich aus den Befehlen des Baumeisters nicht zu vernehmen weiß. Und dies, meine Freunde, war in dem Auslande unser Fall. Wir musten immer auf's Gerathewohl

auf die Jagd gehn, da das Terrain zu groß war, um es genau kennen zu lernen; und so musten wir freilich oft vorlieb nehmen, einen kleinen Hasen zu erschnappen, wenn wir uns auf einen ansehnlichen Hirsch Rechnung gemacht hatten. In solcher beschränkten Lage muß man sich genau an die Erfahrung halten, und an jene blöde Weisheit, die nicht wagt, weil statt eines großen Gewinnstes auch ein großer Verlust fallen könnte, und die den Zufall immer für verständiger als den Verstand halten muß, weil er sich durchaus nicht vom Verstande berechnen läßt. In solchen Umständen ist es gut, den Pferden des Scharfsinns die Augen von der Seite zuzubinden, damit sie immer nur gerade aussehn und das Lenken vertragen. Dieser Zustand, den wir nur verlassen haben, möcht' ich, wenn mir diese kühne Metapher erlaubt ist, den Milchbart unsrer Weisheit

nennen, den wir dem Auslande, als gleichsam einem Apollo geopfert haben, um dem männlichen, kräftigern Nachschusse Platz zu machen. Denn hier sind wir nun in unserm kleinen beschränkten Vaterlande, wo es uns vergönnt ist, genau zu wissen, was wir wollen, wo wir alles also auch um so dreister angreifen dürfen. Hier können wir alles mit einem Blicke umfliegen und unsre bisherigen Erfahrungen als Vordersätze zu weit scharfsinnigern Folgerungen benutzen; hier können wir die fliegende Spekulazion mit kriechender praktischer Vernunft vermählen, und so in unserm Eigenthum eine Weisheit treiben, die alles weit übertrift, was die Sterblichen bisher auch nur geahndet haben.

Um diesen Vorsatz auszuführen, ist es aber nöthig, daß wir unser Vaterland nicht wieder verlassen, und ich komme also nun zum eigentlichen Zweck meiner Rede.

Der verständige Barthel hat Recht, wenn er Gerards gut gemeinten Vorschlag verwirft; ein besserer muß also dessen Stelle ersetzen. Hier ist er.

Um recht sicher zu seyn, müssen wir keinen der gewöhnlichen Wege gehn, weil man sonst unsre wahre Absicht gar leicht zu entdekken könnte. Wir müssen einen kühnern Plan entwerfen, den uns die Spekulazion vielleicht an die Hand giebt.

Es ist bei manchen Gelegenheiten nicht undienlich, die Naturgeschichte nachzuschlagen, und jene unschuldigen, eingeschränkten Politiker, ich meine, die sogenannten Thiere, zu beobachten, und einen Wink, den sie uns geben, auf eine klügere Art zu benutzen. So wissen wir, daß der Biber sich selbst der aromatischen Arznei entäußert, wegen der ihn der Jäger verfolgt, um nur in Sicherheit zu entkommen. Uns hat man we-

gen unsrer köstlichen Weisheit nachgestellt, die man in uns fand, und dieser wunderbaren Essenz wegen, die einmal ohne unser Zuthun in uns wächst, wird man uns auch niemals in Ruhe lassen. Guter Rath ist theuer, sagt das Sprichwort, und eben deswegen wird man noch immer Jagd auf uns machen. Wir sollten also scheinbar dem Biber nachahmen, und uns freiwillig dessen berauben, was uns so kostbar macht; der Verstand ist die Ursache unsers Unglücks, wir müssen daher dem Scheine nach den Verstand auf einige Zeit beiseite legen, und eben dadurch im höchsten Grade verständig seyn.

Da es keine Frage weiter ist, ob wir weise Männer sind, so wird es uns eben um so leichter werden, Narren zu scheinen, und dadurch wird die Welt bethört werden, und die Fürsten und Herren werden von uns ablassen. Einen solchen Plan auszuführen ist

nur dem Weisen möglich, denn für den Thoren ist es ein gefährliches Unternehmen, sich mit der Narrheit vertraut zu machen; statt daß er sie regieren sollte, regiert sie ihn, und so muß er nach dem Anlaufe den ganzen Abhang des Berges wider seinen Willen hinunterlaufen.

Dies ist mein Vorschlag. Laßt uns thöricht scheinen, um klug zu bleiben, unsre Widersacher hintergehn, und unsern eigenen Verstand vollkommen machen, indeß wir in unserm kleinen Lande so glücklich sind, und es so glücklich machen, als es nur möglich ist. — Dixi. —

Er sezte sich nieder und ein lauter Beifall erscholl durch die ganze Versammlung. Alle nahmen sich vor die Thoren zu spielen, und jeder überlegte, welche Rolle er wohl am besten durchzuführen im Stande sei. Nur Gerard stand auf, und sagte:

Wie, meine Freunde, sollt' ich denn mein ganzes Leben mit dem Studium der Weisheit verlohren, und es nun endlich bis zum Narren gebracht haben? Sind das die Früchte des tiefen Forschens? Wahrlich, ich will doch lieber der ganzen Welt Rath ertheilen, als in meinem Hause für mich selber ein Narr seyn.

Es war aber einer in der Versammlung, den die übrigen nur immer aus Scherz Pyrrho zu nennen pflegten, weil er oft an den unbezweifelbarsten Sachen zweifelte. Dieser antwortete:

Mein lieber Gerard, Ihr hättet ganz Recht, wenn die Rede davon wäre, daß wir simple Narren ohne weitern Zusatz seyn wollen. Wenn Ihr aber bedenkt, daß wir zum Besten des Vaterlandes es werden wollen, so könnt Ihr mir Euren Beifall nicht versagen. Ist es süße Pflicht für sein

Vaterland zu sterben, so ist es vielleicht eine noch lieblichere Aufgabe, den Kopf in der Thorheit unterzutauchen, und sich vom Grunde dieser wunderlichen Quelle herauf den Kranz eines Patrioten zu holen. Die meisten Menschen sind Narren ihr Lebelang, ohne sich und anderen zu nutzen; wir haben den schönen Gewinn, daß wir den Staat und unsre Mitbürger damit erfreuen. Welches Opfer könnte zu groß seyn!

Nur erlaube mir diese verehrungswürdige Versammlung einige Zweifel, die ich nicht gänzlich verschweigen darf. — Es entsteht die Frage, ob es durchaus kein ander Mittel der Rettung giebt, als das vorgeschlagene? Man sagt: Wer Pech angreift besudelt sich: und so, fürcht' ich, ist es mit der Narrheit beschaffen. Es läßt sich nicht mit ihr spaßen, sie macht keinen Unterschied unter Groß und Gering, Arm und Reich,

und ihre höchste Schadenfreude ist es, von einem verständigen Manne den Stempel der Vernunft wegzulöschen. Ja, es fällt mir ein, ob nicht vielleicht, ohne daß wir daran denken, unsre Zeit gekommen ist, daß wir umschlagen und aus gutem Weine ein kamiges Getränk werden. Ich meine, daß wir vielleicht schon Narren sind, und aus keiner andern Ursache einen solchen Vorschlag thun und ihn genehmigen; dann dürfte es uns vielleicht wider Willen ziemlich leicht werden, das aufgegebene Thema durchzuführen. Es ist mit dem Menschen vielleicht wie mit dem Obst, das auch nur auf eine kurze Zeit durch sich gut ist, und einen natürlichen Hang zum Verwildern hat, eben so wie sich auch die Kartoffeln mit jedem Jahre verschlechtern, wenn man sie nicht wieder aus neuem Saamen zieht. Wenn man etwas Bessres haben will, verliehrt man oft noch, so wie

LB Coburg

der Hund in der Fabel, das Gute obenein, und so könnte es uns mit unsrer zukünftigen Weisheit gehn. Wir werden am Ende zum Beispiel für die ganze Welt aus Überklugheit dumm, und dann, — wie soll es dann werden? Bedenkt also, Ihr weisen Männer, bedenkt den Schritt, den Ihr zu thun gesonnen seid; es ist fast eben so mißlich, als zu heirathen, und darum seid um des Himmelswillen nicht allzurasch.

Er hatte ausgeredet, und man fand seinen Vortrag nicht unweise; aber dennoch ging das Gesetz durch, das Philemon vorgeschlagen hatte, daß künftig jeder Schildbürger nur darauf sinnen solle, wie er den Narren natürlich genug darstellen könne.

Caput IV.

Die Narrheit nimmt glücklich ihren Anfang.

Da es der freiwillige Entschluß der Schildbürger war, sich in der Thorheit zu versuchen, so wird schon jedermann vermuthen, daß sie es nicht gleich zum Eingange zu grob werden angefangen haben. Sie hatten sich klüglicherweise vorgenommen, nur Schritt für Schritt in dieser schweren Wissenschaft weiter zu gehn, damit sie die Welt um so besser betrügen könnten.

Es ward beschlossen, ein neues Rathhaus zu errichten, weil sich das alte in einem gar zu baufälligen Zustande befand. Die Schildbürger versammelten sich daher, um im Walde Holz zu fällen und es dann nach der Stadt zu schaffen.

Sie begannen das Werk ganz ordentlich,

fällten

fällten das Holz und säuberten es von Ästen und Laubwerk, da ein ächter unverstellter Narr im Gegentheil schon hier seine Thorheit würde offenbart haben.

Sie hatten viele Mühe es auf dem Wege nach der Stadt über einen ziemlich hohen Berg zu schleppen, und auf der andern Seite die Bäume wieder hinunter zu schaffen. Aber die Schildbürger ließen bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zur Thätigkeit gewahr werden, denn es machte sie nicht verdrießlich, als sie schwitzten und heftig keuchten, sondern die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, machten ihnen gleichsam einen neuen Muth zur Arbeit.

Es war nur noch einer von den Bäumen oben auf dem Berge liegen geblieben, dieser riß sich wegen seiner Schwere von den Strikken los und rollte aus eigener Kraft den steilen Berg hinunter. Die Schildbürger stan=

den oben und verwunderten sich über den Verstand eines so groben Klotzes, der freiwillig seiner Bestimmung entgegeneilte; daneben freuten sie sich über das possierliche Hinunterrutschen, und einer unter ihnen sagte: Sind wir nicht rechte Thoren, daß wir uns also abgequält haben, da das Holz durch sich selbst geschickt genug ist, den Berg hinunter zu gehn? Ihm antwortete behende ein andrer: Dem Schaden, Freunde, kann leichtlich abgeholfen werden. wir dürfen nur die Bäume wieder heraufschaffen, so können sie dann von selbsten herunterlaufen, und wir uns an ihrer Schnelligkeit ergötzen.

Dieser Rath fand großen Beifall; obgleich die Mittagssonne brannte, so hielten die eifrigen Arbeiter doch nicht eher Ruhe, bis sie alle Bäume wieder auf den Gipfel des Berges geschafft hatten. Dann ließen sie einen nach dem andern los, und genos-

sen nun im friedlichen Zuschauen den Lohn ihrer unermüdeten Thätigkeit, dann gingen sie in die Herberge und schmauseten auf Unkosten der Gemeine, weil sie ein so löbliches, allgemeinnützliches Werk glücklich vollbracht hatten.

Der Zweifler Pyrrho blieb noch eine Weile allein zurück und überlegte den ganzen Vorfall. Er war bei sich unschlüssig, ob er seine Stimme mitgegeben habe, um einen artlichen Scherz zu treiben und gleichsam einen Narren zu significiren, oder ob es sein Ernst gewesen. Er konnte sich seines Seelenzustandes nicht mehr so deutlich erinnern, um ein richtiges Urtheil über sich selber zu fällen; doch war er endlich dahin mit sich einig, daß ihm das possierliche Hinunterrutschen der Hölzer ein großes Vergnügen gemacht habe.

Nach diesem wurde das Rathhaus nach

einem verständigen Plane angefangen und glücklich zum Ende hinausgeführt.

Caput V.

Einrichtung des neuen Rathhauses.

Ich kann nicht bestimmen, ob es Zufall war, oder durch die Absicht Philemons geschehen, der den Bau dirigirte, daß das neue Rathhaus, als es vollendet war, keine Fenster hatte. Es war in einem länglichen Viereck gebaut, und über der Thür stand mit großen Buchstaben:

An Gottes Seegen
Ist alles gelegen.

Als man sich nun das erstemal versammelte, um das Gebäude feierlich einzuweihen, siehe da, so fehlte es inwendig gänz-

lich am Lichte, keiner konnte den andern gewahr werden, alle verfehlten ihrer Sitze, sie rannten mit den Köpfen gegeneinander, und es entstand ein großes Geschrei, Getümmel und Gepolter. Man merkte, daß diese Verwirruug allein durch die Finsterniß entstände, deshalb ließ man schnell ein Kaminfeuer anzünden und nun fand ein jeglicher seinen Sitz und seinen Rang wieder. Einer der ältesten in der Versammlung sagte hierauf: Es scheint, daß uns unser neues Rathhaus viele Verwirrung bringen wird; es wäre aber nicht gut, wenn wir jedesmal unter solchen Umständen zusammen kommen sollten, denn es wäre dann eine schlimme Hndthierung, Rathsherr von Schilda zu seyn. Übrigens mögt Ihr, werthgeschäzter Philemon, jezt die Einweihungsrede halten.

Philemon stand auf, und alle waren aufmerksam; er fing an:

Es ist heute für uns alle, meine Freunde, ein feierlicher Tag. Nicht nur deswegen, weil wir an diesem Tage zum erstenmale uns hier in diesem Gebäude versammeln, sondern auch deswegen, weil es nun gerade drei Monathe sind, als ich zuerst den Vorschlag that, uns thöricht und närrisch anzustellen. Es ist sehr nützlich, zuweilen still zu stehn, und zurückzusehn auf unsre Laufbahn, und zu überlegen, wie wir diesen weisen Vorsatz ausgeführt haben. Wenn ich an unser ganzes Betragen zurückdenke, so kann ich nichts anders thun, als uns selber loben und bewundern, daß wir als weise Männer uns in einer fremdartigen Maske doch so natürlich ausgenommen haben. Es ist aber auch sehr nützlich, so oft die Gelegenheit kömmt, uns ja zu erinnern, daß wir uns nur verstellen, und dabei genau untersuchen, ob nicht manche Thorheit etwa aus einem na=

türlichen Hange zur Narrheit entsteht, und wenn wir es gewahr werden sollten, uns ja in allem Ernste davor zu hüten. Denn es wäre doch ein schlimmes Beginnen, wenn wir das plözlich im Ernste wären, wozu wir uns anfangs kaum aus Verstellung bekennen wollten, es würde für die Folgezeit alle weise Entschließungen in einen übeln Kredit bringen und man würde sehr über uns spotten, daß uns unser Vorsatz nur gar zu gut gerathen wäre. Deshalb wollen wir uns immer mit beiden Händen an der Weisheit, als unsrer lieben Mutter, fest halten, damit sie das Schwesterkind, die Thorheit, die wir haben adoptiren müssen, in die gehörigen Schranken halte.

Ihr habt Euch nun vielleicht gewundert, warum es doch in diesem unsern neuen Rathhause also finster sei. Ihr habt es wahrscheinlich für einen Fehler erklärt, und gemeint,

es sei meine Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Zerstreuung oder sogar unfreiwillige Thorheit, die dergleichen Finsterniß veranlaßet habe. Ich freue mich, eine Gelegenheit zu haben, mich zu vertheidigen und zugleich eine kurze Rechenschaft von meinem Verstande abzulegen.

Es ist nemlich aus kluger Überlegung entstanden, daß ich dieses Haus der Rathschläge also habe einrichten lassen; und damit Ihr seht, wie viel ich mir dabei gedacht habe, will ich Euch alle meine Gründe nach einander zur Prüfung vorlegen.

1). Ohne alles Bedenken muß jeder Rathsherr mit ernsten Gedanken in die Rathsstube treten, voll von seinen Vorschlägen und Meinungen. Es ist unschicklich, wenn er sich durch Nichtswürdigkeiten in seinen tiefen Betrachtungen stören läßt, und etwa, ehe die Verhandlungen ihren Anfang genommen ha-

ben, wie ein gemeiner Mann aus dem Fenster sieht, die Vorübergehenden grüßt, und wol gar mit einem oder dem andern spricht Oft hab' ich es erlebt, daß eine ganze Rathsversammlung aufsprang, und neugierig die Fenster aufriß, wenn sich ein Lärmen au der Gasse hören ließ und etwan ein Puppenspieler mit seiner Trommel vorüberzog; ein plözlich angespielter Dudelsack hat manchmal einem wichtigen Prozesse eine ganz falsche Wendung gegeben. — Diesem Übel und dieser Unanständigkeit habe ich vorgebaut, denn Ihr werdet hier keine Fenster sehn, die uns irgendeinmal in unsern tiefsinnigen Betrachtungen stören könnten.

2). Bringt die Dunkelheit schon immer ihrer Natur nach ernsthafte Gedanken mit sich. Darum sind auch die meisten Kirchen, in denen man andächtig und religiöse seyn soll, etwas finster gebaut, weil das Licht

gleichsam etwas Leichtsinniges in sich trägt, das unser Gemüth zerstreut, und eine ungeziemende Heiterkeit auf uns herunterschüttet, so daß Licht und Finsterniß sich wie Scherz und Ernst gegenüberstehn und die Dämmerung ein Bastard von beiden ist, der zu gar nichts nüzt. Ein Rathhaus kann aber darum nicht dunkel genug seyn, und Ihr seht, ich habe so ziemlich die beste Finsterniß getroffen.

3). Selbst das Alterthum spielt ganz deutlich auf die finstern Rathhäuser an, indem es die Gerechtigkeit beständig mit verbundenen Augen darstellt. Die Neueren haben es nachgeahmt, ohne zu wissen, was sie thun. Ich hoffe, wir sitzen hier alle so gut, als wenn uns die Augen verbunden wären, und das ist es eben, was jeder Rathsherr inniglich wünschen muß, damit er ein ganz vollkommenes Bild der Gerechtigkeit ist.

4). Wird unsre Versammlung immer et-

was Ehrwürdiges, ja für die übrigen Menschen etwas höchst Schauerliches haben, indem wir hier also im Finstern unser Wesen treiben. Ihr werdet bemerkt haben, wie die Dichter in ihren Trauerspielen das Theater immer verfinstern lassen, wenn sie einen recht großen, tief eindringenden Effekt hervorbringen wollen; wie man schwarze Kleidung trägt, wenn man recht ehrwürdig auszusehn wünscht; wie aus keiner andern, als dieser schwarzen Ursache, Kinder sich vor den Mohren fürchten, und der, Gott sei bei uns! meistentheils deswegen so entsetzlich ist, weil er sich ganz schwarz trägt, so daß er sogar schwarzes Blut und eine ganz schwarze Seele haben soll. So sind wir nun auch hier mit unsern heiligen Amtskleidern, schwarz in Schwarz. Bedenkt nur, wie einem Missethäter, (die uns doch Gott hoffentlich bescheeren wird) zu Muthe werden muß, wenn

er hier hereintritt, und so wenig Richter als Gesetze wahrnimmt, und sich nun die Stimmen aus dem heiligen Dunkel erheben, und ihn wie Richter eines heimlichen Gerichtes verdammen. Es wird ein solches Entsetzen unter die Leute bringen, daß schon deswegen alle Missethaten aufhören werden.

5). Man hat den Richtern so oft vorgeworfen, daß sie sich haben bestechen lassen. Ich möchte sehn, wie es ein Deliquent anstellen wollte, uns hier in dieser Finsterniß zu bestechen. Denn wir wären ja nicht einmal im Stande, zu unterscheiden, ob das Geld, das er uns anböte, ächtes oder falsches Geld wäre. Die Schönheit einer Verbrecherinn wird auch nicht unsre Herzen rühren können, weil wir nicht im Stande sind, sie zu sehn; und so werden unsre Urtheile immer unpartheiisch seyn. Ihr seht, ich habe durch diese Finsterniß zugleich dafür gesorgt,

daß wir ohne Anfechtung tugendhaft bleiben können.

6) Ich komme nun zum sechsten, letzten und zugleich wichtigsten Grunde. — Es scheint einmal eine ganz nothwendige Sache zu seyn ein physischer Erfolg, der unmittelbar aus dem Rathschlagen entsteht, daß einige von Richtern bei den Verhandlungen einschlafen müssen. Es herrscht in einem Gerichtssaal immer eine Dosis narkotischer Ausdünstungen, die auf einige Köpfe fällt, und so das verursacht, was wir Schlummer oder Schlaf nennen. So wie es in einer Armee immer einige Leute geben muß, die sich fürchten, und die so gleichsam die Furcht verbrauchen, die einmal nothwendig da ist, und dadurch eben nützlich und Ursache sind, daß die übrigen desto muthiger bleiben. Eben so wie die Kranken in der Welt nur den Krankheitsstoff eiugesogen haben, der in der Welt herum-

fliegt, und daß diese sich also zum Besten der Gesunden aufopfern. Es wäre gut, wenn Furcht in der Armee, Krankheit in der Welt und Schläfrigkeit in einem Gerichtssaale herumgehn könnten, damit es denen Wenigen nicht zu sauer würde, die sich damit einlassen müssen; aber die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Es ist, als wenn gewisse Menschen reizbarer für diese Eindrücke wären und ihre Nerven am Ende, wenn der Eindruck öfter geschieht, einen gewissen Habitum darinn bekommen, so daß sie dann leicht die andern übertreffen, und fast ausschließend diese Bemühung auf sich nehmen. Ist es also ausgemacht, daß beim Berathschlagen einmal geschlafen werden muß, so habe ich ohne Zweifel für meine Herren Collegen und Freunde weit besser gesorgt, als es bisher noch irgend ein Baumeister gethan hat. Denn es leidet keinen Zweifel, daß

das muntre Licht, besonders aber wenn die fröliche Sonne scheint, der Schläfrigkeit sehr entgegen arbeitet. Ich habe es auch oft bemerkt, wie zuwider den Schlafenden die Sonnenstrahlen sind, so daß sie die Augen reiben, den Kopf verdrüßlich hin und her wenden und in ihrem Stuhle irgendwo einen sichern Schatten suchen. Diesem Übel ist nun abgeholfen, und ich denke, ich habe Dank von Euch allen verdient. Daneben ist auch nun der Übelstand vermieden, daß die zitirten Partheien es niemals wissen können, wenn ihre Richter schlafen; denn da diese Kläger und Angeklagten gewöhnlich unwissende Leute sind, die noch in ihrem Leben nicht auf einem Richterstuhl gesessen haben, so wissen sie auch nicht leicht, was zu einem Richter gehört; sie machen daher von der Schläfrigkeit oft sehr schiefe und unrechte Auslegungen, nehmen sie gewöhnlich übel,

und bringen bei andern Dummköpfen die Richter in eine üble Nachrede. Wenn Ihr also nunmehr sichrer schlafen könnt, so schafft Euch diese heilsame Finsterniß zugleich Gelegenheit, im Schlafe bessere Gedanken zu bekommen, und Euer Richteramt ist dadurch um so mehr vervollkommnet. Denn es würde eine große Unwissenheit verrathen, wenn man es läugnen wollte, daß einem oft die schönsten und scharfsinnigsten Gedanken im Schlafe kommen; wie mir denn zum Beispiel die meisten dieser sinnreichen Gründe für die Dunkelheit im Schlafe beigefallen sind. Es wird also wohl dahin kommen, daß nach allem diesem unser Rathhaus der verehrungswürdigen und furchtbaren Höle des Trophonius ähnlich wird, wo man in der Dunkelheit saß und endlich einschlief; im Schlafe aber offenbarte sich der Gott den um Rath Fragenden durch die seltsamsten Gesichter, und

gab

gab sein Orakel von sich. Wir haben also ein berühmtes und göttliches Beispiel als Muster vor uns; wir können daher mit so größerer Zuversicht auf unserm Wege fortwandeln.

Dies war es, was ich Euch zu sagen hatte. Ihr seht, daß alle meine Gründe auf der sichern Stütze der Weisheit ruhen, und deshalb begründete Gründe zu nennen sind; sie sind nicht von denen Gründen, die man aus der Luft greift, oder vom Zaune bricht, und die daher jeder Narr haben kann, sondern es sind tief versteckte Gründe, zu denen man nur durch schwierige Umwege gelangt, und deren daher nur der ächte Weise habhaft werden kann. Ihr seht aus meiner heutigen Rede zugleich, wie man in der Ferne eine Sache fast für thöricht erklären möchte, die doch in der Nähe die Weisheit selber ist. Im Gegentheil gleicht die Thorheit manchmal einem perspektivischen Gemählde, das

in der Ferne nach etwas aussieht, wenn man aber näher geht, so sind es nur grobe und verwirrte Striche.

Laßt uns nun zum Schlusse noch versuchen, wie es sich in diesem neuen Gebäude rathet, denke ein jeder fleißig für sich nach, damit sich das Haus daran gewöhne, denn es ist mit dem Denken wie mit dem Schall, neue Häuser wollen sich anfangs nicht recht dazu bequemen.

Er hatte ausgeredet. Alle saßen in tiefen Gedanken und über ein kurzes schliefen sie und schnarchten so stark, daß die Vorübergehenden draußen still standen, und sich über den großen Eifer ihrer Rathsherrn wunderten. Das Feuer im Kamine war längst ausgebrannt, und die Denker erwachten erst in der tiefen Nacht, sie tappten nach der Thür und gingen nach Hause; alle waren darüber einig, daß nach der ersten Probe zu urthei-

len, das neue Rathhaus zum Rathschlagen ganz unvergleichlich sei. Übertwacht und von ihren patriotischen Bemühungen ermüdet, legten sie sich zu Bette und schliefen, wie es allen so guten Bürgern zu wünschen ist, einen sehr gesunden Schlaf.

Caput VI.

Rede zum Besten der Experimentalphysik. — Ein physikalischer Versuch.

So war das Rathhaus der Schildbürger eingeweiht, und die Bürger eilten irgend einen Prozeß zu haben, damit er in dem neuen Gebäude geschlichtet werden könnte. Es fanden sich bald mehrere Gelegenheiten, Recht zu sprechen, und die Justiz wurde vortreflich im Dunkeln gehandhabt, denn wenn man auch keine Polizei, noch irgend einen Diener der Gerechtigkeit gewahr wurde, so ging das Staatssystem doch immer seinen Gang fort und die Bürger waren glücklich und zufrieden. Es entstanden aber bald mehrere Unannehmlichkeiten, an die man anfangs nicht gedacht hatte. In der Dunkelheit des Saals konnte man nie wissen, welcher von

den Rathsherrn da war, oder welcher fehlte, keinem konnten die ihm gebührenden Titel gegeben werden, und einigemal hatte man viel zu lange Rath gehalten, denn alle Anwesenden waren eingeschlafen und hatten darüber die Mittagstafel und das Abendessen versäumt. Es fügte sich auch einigemal, daß die Leute mit den ausgesprochenen Urtheilen nicht zufrieden waren und öffentlich über das Gericht murreten. Man kam nicht darauf, es auf die Dunkelheit der Rathsstube zu schieben, sondern man maß alle diese Unfälle den unglücklichen Sternen bei, und war auf keine Abänderung bedacht.

Als man sich wieder einmal versammelt hatte, begegnete es dem Pyrrho, daß er in der Finsterniß seinen Stuhl nicht finden konnte, er irrte lange umher und traf auf keinen, worauf er denn, da er müde

war, sich ergrimmt in eine Ecke stellte und folgende Rede hielt:

Meine Freunde, ich kann den Stuhl immer noch nicht finden und muß mich hier an die Wand lehnen, welches sich für einen Rathsherrn sehr wenig schickt. Wenn ich es nicht zu gewiß wüßte, daß mein Stuhl hier stehen muß, so würde ich am Ende zweifeln, ob er sich wirklich hier befinde, ich weiß nicht, wo er hingerathen ist, und kann die Augen nicht zu Hülfe nehmen, weil es zu finster ist. Seht, solcher Nachtheil erwächst uns durch die neumodische Einrichtung unsres Rathhauses, so schwer wird uns der Stand eines Rathsherrn gemacht. Ich fürchte gar sehr, unser Freund und College Philemon hat uns mit seiner neulichen sophistischen Rede nur hinter's Licht geführt, und wir sind etwas zu leichtgläubig gewesen, ihm sogleich Recht zu geben. Man kann jegliches Ding

immer von mehreren Seiten betrachten, und es ist eben nicht Unrecht, wenn man nun einmal wieder über denselben Gegenstand ganz andre Gedanken herauskehrt. Es läßt sich gewiß für die Dunkelheit sehr viel sagen, und ich bin selbst zuweilen gern im Dunkeln; nur warum ein Rathhaus grade so sehr finster seyn muß, kann ich nicht einsehn. Gehört denn nicht das Licht zu den Elementen, ohne welches nichts wächst, gedeiht und zur Vollkommenheit reift? Die Pflanzen müssen so gut Licht, als Luft und Wasser und Erde haben, um sich zu entwickeln, und ihr grünendes, liebliches Haupt hervorzuheben. Seht nur die kleinen Blumen an, wie sie sich manchmal winden und drehen, um nur ihr kleines Angesicht der allesbelebenden Sonne entgegen zu strecken. Sie härmen sich im Gegentheile ab und sterben elend dahin, wenn sie ohne Licht aufwachsen sollen, sie ver-

schmachten in der Dunkelheit. Noch mehr Freude fühlen die lebendigen Kreaturen am Glanz des Tages; seht nur, wie der grüne Wald sich belebt, wenn am frühen Morgen die Sonne aufgeht und von allen Ästen der nasse Thau glänzt, und die Vögel von Zweig zu Zweig hüpfen. Das Wild brüllt vor Freude in den abgelegenen Gebüschen und springt dem jugendlichen Lichte entgegen, alle Vögel singen und zwitschern bis auf den kleinen Zaunkönig hinunter, der in seiner Freude doch auch nicht stumm seyn will; die Lerche schwingt sich über die Wolken hinaus, und spielt den Herold der übrigen Vögel, als wenn sie die Sonne im Namen Aller begrüßen wollte und ihr entgegenfliegen; so singt sie sie auch am Abend zur Ruhe, und legt sich dann zu Bette, bis sie die Dämmerung des Tages weckt. Dann steht sie in der Frühe auf, und bläst die fröhliche Trom-

pete, die auch das andre Waldgeflügel munter macht. So gewaltig ist die Liebe zum Lichte, daß viele Völker deshalb die Sonne als ihre Gottheit angebetet, und ihr mit frühern Opfern gehuldigt haben. Warum, meint Ihr, soll ein Schildbürger Rathsherr allein keiner Sonne bei seiner Arbeit bedürfen? Warum wollen wir uns gleich der lichtscheuen Fledermaus, oder dem blinden Maulwurf in die Dunkelheit verkriechen? Wenn die Pflanzen ohne Licht nicht wachsen können, so ist es gar wohl möglich, daß der Kopf des Menschen ohne Licht nicht denken kann; mir ist es wenigstens oft so gewesen, als wenn die Nacht hier um mich her alle meine innerlichen Geister gefangen hielte. Ich glaube, daß die Dunkelheit uns eben so den Kopf verstopft, wie der Stöpsel die Bouteille, so daß nichts herauskann, und daß darum das Licht ein Pfropfenzieher genannt

werden könnte, weil es den brausenden und schäumenden Gedanken den Weg eröfnet. Darum hat auch wahrscheinlich unsre Religion die Nacht dem Schlafe und den Tag der Arbeit gewidmet. Ihr müßt Euch übrigens nicht darüber verwundern, und es mit meinen Behauptungen widersprechend finden, daß ich hier in der Dunkelheit eine so vortrefliche Rede zu halten im Stande bin, denn ich habe sie mir schon draußen im Sonnenschein ausgedacht, sonst wäre es mir freilich selber unbegreiflich.

Es wäre unbillig, wenn ich nun nach dieser Einleitung vorschlagen wollte, diese Mauern mit Fenstern zu verunstalten, und so das ganze Gebäude zu verderben, abgerechnet, daß es von neuem zu große Kosten machen würde. Ich habe daher darauf gedacht, uns auf eine leichtere Art ein angenehmes Licht zu verschaffen.

Ihr werdet es ohne Zweifel wissen, meine Freunde, daß die Wissenschaft der Physik in den neuesten Zeiten gerade dadurch sehr viel gewonnen hat, daß man nicht sowohl versucht hat, neue Theorien aufzustellen, sondern im Gegentheil durch Erfahrungen und wiederholte Experimente der Natur auf die Spur zu kommen. Oft ist ein glückliches Ohngefähr der Erfinder der nüzlichsten Sache gewesen. Vor dem Barthold Schwarz würde jedermann gelacht haben, wenn man ihm vom Schießpulver hätte erzählen wollen; und doch ward die Sache nachher so einfach befunden, daß man glauben sollte, ein jeglicher Kopf hätte darauf verfallen müssen. So ist es auch mit der Schiffarth und mit tausend andern Sachen gegangen. Es ist ein simples Wesen, daß der Tag durchs Fenster bricht, und da es in jedem Hause so ist, so kömmt es uns jezt vor, als müste es so

seyn. Davon begreife ich aber die Nothwendigkeit nicht. Wer zuerst in der Nacht ein Licht anzündete, war gewiß ein großer Mann zu nennen. So wollen wir denn auch einen neuen Weg versuchen. Wenn man das flüssige Wasser in einem Gefässe tragen kann, warum nicht auch das Licht? Ihr werdet sagen, wenn Ihr nicht schlaft: es hat noch keiner gethan, noch einer von uns jemalen thun sehen. Indessen ist das gar keine Antwort auf meine Frage. Nach der neuesten Meinung kömmt die Wärme nicht von der Sonne, wie doch jedermann glauben sollte, sondern aus der Erde. Ihr werdet es öfters gelesen haben, wie man durch Bücher Licht und Aufklärung ordentlich Ballenweise nach dunkeln Gegenden geschickt habe; nun warum sollt' es denn also nicht möglich seyn, auf eine ähnliche Weise Licht in unser dunkles Rathhaus zu schaffen? Um unsern Ruhm

zu verherrlichen, ist vielleicht noch kein Sterblicher auf diesen einfachen Gedanken gerathen; darum aber wollen wir auch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.

Weil man noch keine Erfahrungen darüber gesammelt hat, so kann es auch leichtlich seyn, daß es uns nicht geräth. Allein ich bin auch auf diesen Fall gefaßt. Wir brauchen es denn gar nicht zuzugeben, daß es uns eigentlich Ernst damit gewesen sei, sondern es kann dann bloß als eine neue, kräftige Probe unsrer verstellten Narrheit dienen. Seht, so ist diese Sache immer in jedem Falle von sehr großem Nutzen.

Die Rede Pyrrho's fand sehr vielen Beifall, so daß man beschloß, schon am folgenden Tage, wenn die Sonne schiene, den Versuch anzustellen. Um die Mittagsstunde versammelten sich daher die Schildbürger mit schicklichen Instrumenten, um in der Expe-

rimentalphysik etwas zu thun; der eine kam mit einem Sacke, der andre mit einer Schaufel und einem Kessel, ein dritter lud das Licht in einen Eimer, und so war ein jeder beschäftigt, Licht und Aufklärung in die Rathsstube zu schaffen Die Geschichte erwähnt ganz ausdrücklich eines Schildbürgers, der die Sonne auf eine eigene Weise zu überlisten gedachte. Er hielt ihr nehmlich geschickt eine Mausefalle entgegen und ertappte so die Strahlen, die er dann nach seiner Einbildung im Rathhause wieder laufen ließ.

Alle Mühe und Arbeit aber war gänzlich vergebens, denn es blieb darinn so finster als zuvor.

Caput VII.

Die Schildbürger trösten sich und verändern ihr Rathhaus.

Als die Schildbürger nun einsahen, daß ihr Beginnen gänzlich vergebens sei, standen sie endlich still und einer sah den andern an. Der alte Gerard sagte: Nein, wahrlich, meine lieben Mitbürger, wir greifen die Narrheit zu hitzig an; was unser großes Werk nach vielen Jahren hätte krönen sollen, um endlich etwas zu leisten, wobei der ausgemachteste Narr hätte gestehn müssen, daß er in der Kunst nicht weiter könne, dieses Allerhöchste haben wir gleich in unsern Bemühungen vorangestellt. Darum soll man doch selbst über etwas Gutes ja nicht zu heftig herfallen. Ich fürchte überhaupt, daß diese Thorheit, die wir hier vorgenommen haben, etwas so thörichtes sei,

daß sie fast aus keiner Verstellung herrühren könne. Bedenkt Euch, meine lieben Freunde, und thut Euch Einhalt.

Barthel sagte hierauf: Lieber Schwager, wie bist Du doch so ganz ohne Noth für uns besorgt? Du wirst fast etwas zu alt, und darum dünkt Dir in dieser Welt nichts mehr recht und gut eingerichtet, wie dann das Alter immer eine Unzufriedenheit mit andern Menschen mit sich führt. Denn ich kann nicht einsehn, warum wir hier etwas so thörichtes gethan haben sollen; wir haben nur das unternommen, was sich für jeden Menschen ziemt, der mit den Begriffen seines Verstandes weiter zu kommen denkt. Wir haben eine Erfahrung mehr gewonnen, und können nun mit Gewißheit behaupten, daß sich das Licht nicht auf diese Weise fortbringen läßt; wir können nun auch jedermann abrathen, der es vielleicht nach uns versuchen wollte;

das

das konnten wir vorher nicht, denn wir hatten keinen vernünftigen Grund dazu. Jezt aber sind wir unsrer Sache so ziemlich gewiß. Ihr erinnert Euch, wie der weise Äsopus seine Lehren und Reden fabelweise vorzutragen pflegte, um es seinen Zuhörern und ,Lesern eindringlicher zu machen. So fällt mir jezt auch eine Geschichte ein, die wie dazu gegossen, auf unsern Zustand paßt, und die jeden Unzufriedenen unter uns trösten und beruhigen muß; ich will sie Euch also vortragen.

Es trug sich einmal zu, daß meines Großvaters Vater von einem andern diese Rede hörte: Ei, was sind Rebhüner doch für ein schönes Essen! Mein Urgroßvater fragte ihn, ob er dieses Geflügel gegessen habe, daß er es so genau wissen könne? Nein, antwortete der andere, aber ich habe einen vor dreißig Jahren gesprochen, dessen Großva=

ter sie in seiner Jugend von einen Edelmanne hat essen sehn. Mein Urgroßvater bekam durch dieses Gerede ein übermäßiges Gelüste zu Rebhünern; da er aber keine Rebhüner haben konnte, so besann er sich auf das Beste, was er wuste, und das waren Butterküchlein. Er ging deshalb zu seinem Weibe, und begehrte, daß sie ihm diese Speise machen sollte, sie aber entschuldigte sich damit, daß sie keine Butter, oder Sahne, Milch, ensin Fett im Hause habe; er möchte also seinen Appetit bis auf eine bessere Gelegenheit stillen. Damit aber war mein Urgroßvater nicht zufrieden, und sagte, daß wenn sie keine Butter, Milch, Sahne, oder ensin Fett im Hause habe, so solle sie die Sache einmal mit Wasser versuchen. Es geht nicht, antwortete die Frau, denn sonst hätte ich schon lange Küchlein gegessen, und das Wasser sollte mich nicht gereut haben. Du kannst

es nicht wissen, antwortete meines Großvaters Vater, denn Du hast es niemals versucht. Versuche es, und will es nicht gerathen, dann erst magst Du sagen: es geht nicht. Die Frau meines Urgroßvaters muste endlich ihrem Manne nachgeben, sie rührte deswegen einen dünnen Teich ein, und sezte dann eine Pfanne mit dem Teiche übers Feuer. Mein Urgroßvater stand daneben und hielt einen Teller hin und wollte das erste Butterküchlein gleich warm aus der Pfanne essen, ward aber betrogen, denn es war ein mehliger Teig oder Brei geworden. Die Frau sagte hierauf zornig: Nun, hab' ich Dir's denn nicht gesagt, daß es nicht geht? Immer willst Du recht haben, und kannst doch viel wissen, wie man Küchlein backen soll. Schweig, liebe Frau, sagte mein Urgroßvater; laß Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast, man versucht ein Ding auf

allen Wegen, bis es zulezt gerathen muß; ist es schon diesmal nicht gerathen, so geräth es vielleicht ein andermal: es wäre ja doch eine feine nützliche Kunst gewesen, wenn es von ohngefähr gerathen wäre. — Nun seht, meine Freunde, eben also ist es uns auch mit unserm Versuche ergangen.

Die Schildbürger waren durch diese Rede wieder sehr getröstet, sie ließen in ihrem Archive mit großen Buchstaben die neuerfundene Wahrheit niederschreiben, daß sich das Tageslicht nicht in Säcken forttragen lasse. Einer von ihnen schrieb auch eine weitläuftige Abhandlung, worinn er zu beweisen suchte, daß es unmöglich sei, und sich dabei besonders auf den neulich angestellten Versuch steifte.

Da die Schildbürger endlich so durch die Noth gezwungen wurden, der dummen gemeinen Weise zu folgen, so machten sie, wie

alle übrigen Menschen, Fenster in ihr Rathhaus, und dem Schaden war abgeholfen.

Caput VIII.

Von der Verfassung, der Religion, der Philosophie der Schildbürger; Zustand der Künste und Wissenschaften.

Ich habe so weit dem Leser die Vorfälle vorgetragen, wie ich sie in der Geschichte der Schildbürger gefunden habe. Nach Art der Griechischen und Römischen Historiker habe ich ihm zugleich die Reden mitgetheilt, die bei den wichtigsten Begebenheiten gehalten wurden. Jezt ist es ihm vielleicht angenehm, eine kurze, allgemeine Übersicht des ganzen Landes zu bekommen.

Die Staatseinrichtung der Schild-

bürger war eigentlich monarchisch, denn ihr Bürgermeister, oder wie ihn andere Schriftsteller nennen, ihr Schultheiß, hatte das meiste zu sagen, und ihm waren bei wichtigen Gelegenheiten die Rathsherrn untergeordnet, so daß er jeder Sache den Ausschlag geben konnte.

Die Geschichte der Schildbürger ist so fragmentarisch, daß wir dem geneigten Leser hier unmöglich die Reihe ihrer Regeuten und wie ein jeder beschaffen war, so auch was sich unter jedem merkwürdiges zugetragen, herrechnen können. Vor der gegenwärtigen Periode ist alles in Dunkelheit, und man hat nur ungewisse und fabelhafte Traditionen. So nennt die Mythologie einige dieser Bürgermeister, die das Vorrecht ganz sollen aufgegeben haben, daß die Bürger den Huth vor ihnen abgezogen haben und die sich mit einem simplen »guten Morgen,« oder »guten

Abend“ sollen begnügt haben; einige andre sollen ihr Gehalt unter die Armen haben vertheilen lassen; doch sind alle dergleichen Nachrichten, wie gesagt, billig unter die Fabeln zu rechnen.

Die Macht des Bürgermeisters griff in diesen Zeiten sehr um sich, so daß er sich auch in das geistliche Regiment mischte. Seit undenklichen Zeiten war es nehmlich eine hergebrachte Sitte, daß der Prediger die freie Wahl hatte, welche Lieder er zu seiner jedesmaligen Predigt wollte singen lassen; dieses Vorrecht aber maaßte sich Barthel als dermaliger Bürgermeister an, der gewählt worden, nachdem Gerard mit Tode abgegangen. So kam es, indem der Bürgermeister seine Lieblingslieder singen ließ, daß sie oft zum Text der Predigt gar nicht paßten; der Prediger sprach von Toleranz, der Staat ließ von Verfolgung singen, so daß

oft die Kanzel und die Orgel mit einander einen Streit zu führen schienen, wer das lezte Wort behalten würde.

Das Reich war übrigens ein Wahlreich, und die Bürger hatten das Recht zu wählen. Nirgends aber, als in Schilda, kann das bekannte Sprichwort entstanden seyn: Wer die Wahl hat, hat die Quaal; denn die Bürger waren eben wegen des Wahlrechts übel daran. Jeder Rathsherr suchte für sich durch Geld, Drohungen und alle mögliche Mittel Stimmen zu sammeln, jeder suchte sich zu rächen, wenn er durchgefallen war; und so brachten Furcht und Bestechungen immer einen Mann auf den Thron, den die Bürgerschaft gewiß nicht gewählt haben würde, wenn sie freie Faust gehabt hätte.

Die Stoiker hatten den Lehrsatz: Nur allein der Weise sei ein König, selbst in der Sklaverei. Dieser Satz fand unter den Schild-

bürgern viele Freunde, denn alle waren von ihrer Weisheit überzeugt, und darum hielt sich auch ein jeder für den Vornehmsten. Damit ein jeder Einwohner soviel als möglich unumschränkt herrschen könne, verachtete er alle übrigen. Und eben dadurch entstand der edle Wetteifer, daß jeder auch den andern durch Handlungen zu übertreffen suchte, wodurch sich die Schildbürger ihren unsterblichen Ruhm erworben haben.

Außerdem war in ihrer politischen Verfassung noch eine Art von Ostracismus üblich, wodurch sie eben wie die Atheuer diejenigen zu verbannen pflegten, die im Lande zu klug zu werden gedachten, da sie sich erst einmal zur Fahne der Narrheit bekannt hatten; nur daß sie sich nicht die Mühe gaben, ihre Meinung auf Tafeln zu schreiben, sondern diese weitläuftige und langweilige Procedur mehr in's Kurze zogen. Es hatten sich nemlich

einmal zwei Fremdlinge in ihrem Lande niedergelassen, die ihre Narrheit nicht mit zu machen gedachten, sondern nach ihrer eigenen Weise lebten, ihr Gewerbe trieben und sich ehrlich nährten. Da diese Sonderlinge sich nicht zu den Landesgesetzen bequemen wollten, verfolgte man sie billig so lange mit Verläumdungen, bis diese sich nach einem andern Wohnorte umsahen, und das Land dadurch von diesen gefährlichen Menschen befreit war.

Was den Charakter der Einwohner anbetrift, so scheinen sie, nach allen Nachrichten, das redlichste und edelste Gemüth von der Welt gehabt zu haben. Unter vielen Beispielen, die dies beweisen, will ich nur eins anführen. Sie hatten einen schlechten Dichter in ihrer Gegend, mit Namen Gottschalck. Dieser hatte es sich herausgenommen, einen berühmten Helden weit-

läuftig zu besingen; er hatte dabei, um das Gedicht poetischer einzurichten, dem großen Mann sehr unrecht gethan und aus Kurzsichtigkeit hinzugelogen nnd weggelassen, um nur die Einheit, die er beabsichtigte, hervorzubringen, so daß in seinem Werke Geschichte und Poesie gleich sehr verfälscht war. So hatte er auch die Verse schlecht gemacht, und mit einem Worte alles verdorben. Dieses ließen ihm die Schildbürger, wie es billigen Leuten zusteht, ungerügt hingehn, denn kein guter Bürger hat sich darein zu mengen, wenn sich irgend einer an der Kunst vergreift, denn die ganze Bande der neun Musen mit ihrem Oberhaupte Apollo, war bei den Schildbürgern vogelfrei, und genoß nicht des Schutzes der Gesetze. Als man aber vorgab, dieser Gottschalk habe einen höchst unbedeutenden Brief nur durch einen kleinen höchst unbedeutenden Zusatz verfälscht, ent-

stand ein groſses Geschrei im ganzen Lande; man sprach heftig gegen ihn, man vertheidigte ihn, man konnte des Gewäsches und des Ereiferns gar nicht müde werden. Dies beweiset nach meinem Urtheile sehr gut, daß die Schildbürger über die Tugend so dachten, wie es edlen Männern ziemt.

Von der Religion der Einwohner haben wir nur sehr ungewisse Nachrichten. Man behauptet, daß die Vornehmern gar keiner bestimmten Religion sollen zugethan gewesen seyn. Im ganzen Leben hielt man viel von der Toleranz und Moral, man beeiferte sich gegenseitig, und einer suchte den andern in einer recht schönen, liebenswürdigen Toleranz zu übertreffen; dabei aber wurden die Gemüther unvermerkt so erhitzt, daß sie gegen diejenigen sehr intolerant waren, die nicht so aufgeklärt dachten, als sie. Dies mußten auch die beiden Fremdlinge erfahren,

von denen schon oben gesprochen ist, die es versuchten, eine wirkliche Religion zu haben, und darüber für abergläubisch ausgeschrien wurden.

Auf dem Todbette wurden die Schildbürger immer fromm und bekehrten sich, auch in gefährlichen Krankheiten, es geschahe selbst manchmal, wenn einer des Nachts aufwachte, und nicht wieder einschlafen konnte. Am Morgen aber sahen sie ihre Thorheit ein und waren bis auf den Abend wieder starke Freigeister.

Die Philosophie der Schildbürger war von der Art, daß es jedem im Lande leicht war, ein Philosoph zu seyn. Denn man hatte die Einrichtung getroffen, daß sich zur Zeit immer nur einer von den Bürgern damit beschäftigte, so daß es die übrigen dann darinn leicht hatten, daß sie bloß das nachsagten, was ihnen ihr Vorphilosophirer

vorsagte. Dabei befanden sie sich sehr wohl, keinem ward das Denken sonderlich sauer, weshalb auch diese Gewohnheit immer ist beibehalten worden.

Die Wissenschaften und schönen Künste standen bei den Schildbürgern im großen Flor. Man zählte die Poesie zwar zu den brodlosen Künsten, doch unterließ man es nicht, großes Interesse an ihr zu nehmen. Ohne Zweifel ist es auch nur den Barbaren vergönnt, die Künste zu verachten und sie nicht auszubilden; dies sahen auch die Schildbürger sehr wohl ein, und darum thaten sie auch weislich das Gegentheil. Da aber dieses Studium viele Zeit erfordert und es auch einigermaßen beschwerlich ist, sich damit einzulassen, so hatte man auch hierinn Leute angestellt, die den übrigen Bürgern sagten, was sie von diesem und jenem Buche zu halten hätten. Diese Einrichtung

gefiel den Einwohnern ungemein und sie übten sich daher so lange darinn, bis sie es dahin brachten, daß sie es gar nicht mehr nöthig hatten, die Werke selbst zu lesen, sondern sie erholten sich nur bei denen Raths, die sie in ihrem Namen beurtheilten. Daher kam auch die wunderliche Sitte, daß es jedem öffentlichen Beurtheiler erlaubt war, sich gleich den Königen und Fürsten in seinen Briefen Wir zu schreiben, weil jeder fest überzeugt seyn konnte, daß er immer im Namen von tausend andern spreche. So brachten manche Leute ihre ganze Zeit damit zu, über Bücher zu sprechen, ohne selbst nur ein einziges Buch zu lesen, und die Beurtheiler wurden in ihrer Kunst so perfekt, daß sie es auch am Ende unterließen.

Es sei mir vergönnt, nur noch einige Denkwürdigkeiten ihres Theaters beizubringen, bevor ich dieses Kapitel schließe. Die

Schildbürger waren eine so edelmüthige Nazion, daß sie ihre Schaubühne zu nichts anderm brauchen wollten, als nur zu einem Anhange des Lazareths, um sich darinn zu bessern. Sie sahen ein, daß sie viele Fehler an sich hatten und deshalb gingen sie in's Theater, um sich davon zu reinigen. Das Schauspiel war also nicht etwa nur ein Spiel der Phantasie, oder ein Ort, wo man die Zeit mit angenehmen Possen hinbrachte, sondern eine wahre Schule der Sitten. Die Schildbürger nahmen es auch so genau, daß sie die Stücke gar nicht ausstehen konnten, in denen sie etwa unverhoffterweise hatten lachen müssen; ja es ging so weit, daß sie selbst das Marionettentheater verabscheuten, das sich dort etabliren wollte: nicht etwa deswegen, weil die Marionetten sich vielleicht nicht mit dem besten Geschmacke vertrugen, sondern sie erduldeten es deswegen nicht,

weil

weil diese unvernünftigen Puppen sich unterstanden, alberne Possen vorzubringen, und nicht edelmüthig dachten und empfanden, sie sahen dahen daher ein, daß ein weichgeschaffener Mensch unmöglich mit diesen hölzernen Geschöpfen sympathisiren könnte, und deshalb untersagten sie dieses Schauspiel.

Mit eben dem Rechte, mit dem sie das Lustspiel verabscheuten, verfolgten sie auch das eigentliche Trauerspiel. Sie bekümmerten sich nichts darum, ob ein König sein Reich verlohr, und er im Elend verschmachten muste, denn sie sahen ganz richtig ein, daß sie hier nicht mitfühlen könnten, weil sie keine Könige wären. Sie verstanden es nur, wenn einer unter ihnen Schulden hatte, oder einen Sohn, der lieber Geld verzehrte, als verdiente, hier waren ihre Herzen diesen tragischen Eindrücken offen, und die edlen Thränen ergossen sich haufenweise; be-

sonders aber wenn der großmüthige, wackre, arbeitsame Hans, die zarte, gutfühlende, liebeathmende Grete in den ersten Akten nicht heirathen konnte, so wusten sich die großmüthigen Zuschauer vor Mitgefühl nicht zu lassen, so daß man Beispiele hat, daß einige in Ohnmacht gefallen sind, andre zu den gebrannten Wassern ihre Zuflucht haben nehmen müssen, um vor den großen Eindrücken nur nicht gar zu Grunde zu gehn.

Man sieht, auf welcher hohen Stufe der Kultur diese unsre Vorfahren, die von manchen verachtet worden, gestanden haben: so daß sie wohl mit Recht die weiland Atheniensischen Griechen über die Achseln ansehn konnten, als die ihre Trauerspiele mit Aberglauben, und ihre Lustspiele mit den ungereimtesten Possen anfüllten. Die Vernunft und das Herz der Schildbürger im Gegentheil war in ihren Theatern sehr gut aufge-

hoben, denn man lehrte sie hier durch abschreckende Beispiele, wie keiner falsche Testamente machen, oder nach Italien reisen sollte, wie es unrecht sei zu stehlen, oder auch im Gegentheile nicht zu heirathen; das Achte Gebot der Verläumdung ward auch durchgenommen, so wie man in einem andern Stück die Einwohner um Gotteswillen bat, doch ja nicht zu witzig zu seyn, denn es könne wohl gar nach Algier in die Sklaverei führen.

Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, die beiden hauptsächlichsten Dichter nur ganz kurz zu charakterisiren, die sich in der blühendsten Periode um die Nazion verdient machten. Zu bedauern ist es, daß ihre Schriften verlohren gegangen sind, so daß wir nur dunkeln Traditionen folgen können, die uns keine recht deutlichen Begriffe geben.

Der hauptsächlichste ihrer Dichter und der

am meisten vergöttert wurde, hieß Augustus. Er war es vorzüglich, der den vorhingeschilderten Geschmack veranlaßt hatte. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte, und der jedesmal die einzige Ursach war, daß die Zuschauer mit ziemlich leichtem Herzen nach Hause gehn konnten. Er soll auch der erste gewesen seyn, der öffentlich vor Witz gewarnt hat und durch sein eigenes Beispiel bewiesen, wie man ihn am bequemsten vermeiden könne. Er soll auch die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel, und erschöpfte sich doch nie, denn er wuste einen einzigen trivialen Satz geschickter als der be-

ste Musikus zu variiren, so daß er seinen Ruhm wie die Anzahl seiner Stücke beständig vermehrte, weshalb es ihm auch zu Ehren geschah, daß man ihm denselben Titel beilegte, den man vorzeiten dem alten ersten römischen Kaiser gab; man nannte ihn nemlich: Semper Augustus. Aus diesem Ehrentitel, den er mit vollem Rechte verdiente, ist nachher durch Nachlässigkeit der Abschreiber in manchen Handschriften die fehlerhafte Leseart: Stümper Augustus entstanden, die in der gelehrten Welt zu so vielen Zänkereien Veranlassung gegeben hat. Ich freue mich, daß ich bei dieser Gelegenheit zugleich einen historischen Fehler habe berichtigen können, der die wissenschaftliebend Jugend gar zu leicht in große Irrthümer und ungeziemende Abwege hätte verlenken dürfen.

Der zweite große Mann war Hans

Knopfmacher. Er war der erste, der in seinen Stücken die damals neüe Maske der ehrlichen, fast zu tugendhaften Huren erfand. Diese Vorstellungen besserten die Schildbürger ganz ungemein, und Mädchen und Weiber bildeten sich nach diesen zarten Charakteren. Er liebte es sehr, wenn seine Stücke keinen Zusammenhang hatten; was einige an ihm haben tadeln wollen. Sonst war er noch wegen einer andern Eigenthümlichkeit merkwürdig. So wie manche Indianische Zeuge einen rothen Flecken als Zeichen der Ächtheit haben, so konnte man seine Stücke gewöhnlich an einem Mohren, oder Araber erkennen, den er geschickt in die Handlung hineinzuflechten wuste; ja, man hat eine artige Anekdote von ihm, die seine Liebe zur Schwärze ziemlich deutlich macht: denn als er einstmals ein Stück schrieb, in das sich durchaus kein Mohr hineinschicken wollte,

so verfiel er auf einen andern Kunstgriff; er beschloß nemlich sein Stück mit einer Dekoration, die ein ganz schwarz ausgeschlagenes Zimmer vorstellte, worüber die Schildbürger laut ihren Beifall zu erkennen gaben, daß er so glücklich diese Schwierigkeit mit den Mohren überwunden habe.

So viel vom Theater.

Das edle Gemüth kann aber zu weit gehn und sich gleichsam überspringen, und dieser Satz bestätigte sich auch an den Schildbürgern. Denn sie gingen am Ende so weit, daß sie ihren Spitzbuben Gedichte und Oden vorlasen, um sie vom Laster zurückzubringen, und auf die gelindeste Weise ohne Galgen zu bessern; worüber man sich aber zu wundern hat, ist, daß die Poesie bei diesen abgehärteten Leuten ihre officinelle Wirkung gänzlich verlohr, so daß sie eben so merkwürdig als der pontische Mithridates sind,

bei dem im Gegentheil wegen der Übung kein Gift anschlagen wollte.

Die Mahlerei benutzten sie vorzüglich dazu, daß sie alle Arten der Torturen darstellten, wodurch sie es dahin bringen wollten, daß die Kriminalverbrecher sogleich beim Anblick der gepeinigten Menschen ihr ganzes Geständniß ablegten. Ich habe in den neuesten Zeiten denselben Vorschlag in dem bekannten Buche Orestrio wiedergefunden, so daß nichts wahrer ist, als das alte Sprichwort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonnen.

Doch, es ist Zeit daß ich mich zur Geschichte zurückwende.

Caput IX.

Der Bürgermeister stirbt. Ein andrer wird gewählt. Sein Charakter.

Die Schildbürger hatten sich nach und nach so in ihre Lage gefunden, daß keiner unter ihnen mehr daran dachte, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, sich närrisch zu stellen. Die Natur und das Genie machten, daß sie der Kunst gänzlich entbehren konnten. Alle Dinge die sie unternahmen, trieben sie daher auch sehr ernsthaft; und so gingen sie immer tiefer in das Gebiet der Thorheit hinein, so daß es ihnen endlich unmöglich fiel, den Rückweg wieder anzutreffen.

Es traf sich, daß der damalige Bürgermeister starb, und daß daher ein neuer gewählt werden muste. Die Einwohner hatten bis dahin immer die ältesten und einsichtsvoll-

sten zu diesem Amte genommen; jezt fielen sie darauf, einmal eine Abwechselung vorzunehmen, und einen Mann einzusetzen, der stark von Gliedern wäre, damit er im Amte länger ausdauern und sie nicht zu oft die Mühe des Wählens hätten. So kam der Meister Caspar zur Regierung, der bis dahin Fleischer gewesen war.

Die ansehnliche Statur des Mannes schien dem ganzen Staate Ehre zu machen, und alle Schildbürger versprachen sich eine äußerst vortrefliche Regierung. Er trat sein Amt mit vielen guten Vorsätzen an, und ging daher zuerst in's Bad in die nächste Stadt, um alles von sich abzuwaschen, was dem ehemaligen Caspar gehörte, damit er das neue vornehmere Leben nachher um so bequemer anfangen könnte. Diesem begegnete unterwegs ein andrer, der ehemals sein Kamerad gewesen war und nicht wuste, daß er jezt

Bürgermeister zu Schilda war; er fragte also ohne Umstände: Caspar, wo gehst Du hin? Der Bürgermeister besann sich nicht lange, sondern antwortete sehr behende: Mein Freund, mit dem Du und dem Caspar ist es nun vorbei, denn wir sind solches nicht mehr, wir sind nunmehr unser gestrenger Herr der Bürgermeister von Schilda geworden. Er ging hierauf in die Stadt in's Bad und setzte sich nachdenklich auf eine Bank. Nach einiger Zeit fragte er einen andern, ob dies die Bank sei, auf der die Herren zu sitzen pflegten. Als man Ja antwortete, rief er: Seht, das habe ich mit meinem Verstande doch gleich gemerkt, denn ich bin Bürgermeister zu Schilda geworden. Die übrigen lachten, aber er beharrte in seiner tiefsinnigen Positur. Der Bader kam, und fragte, ob man ihn schon gerieben und ihm den Kopf g waschen habe.] Caspar aber sagte:

Ach, lieber Bader, wir Bürgermeister in Schilda haben so wichtige Sachen zu sinnen, daß ich unmöglich darauf habe Acht geben können.

Als er gebadet war, ging er wieder nach Hause und seine Frau trug ihm auf, ihr zum nächsten Sonntag einen schönen Pelz zu kaufen. Er ging also wieder in die Stadt und fragte gleich im Thore: wo der Mann wohne, bei dem die Bürgermeister ihrer Frauen Pelze zu kaufen pflegten. Da die Leute seine Narrheit merkten, schickten sie ihn erst zu einem Wagenmacher und dann zu einem Bäcker; endlich aber gerieth er an einen Kürschner, wo er sich einen sehr schönen Pelz aussuchte. Die Frau war über die maaßen glücklich und konnte den nächsten Sonntag nicht erwarten, um sich damit öffentlich in der Kirche zu zeigen. In der Nacht vorher schlief sie gar nicht, und glaubte

endlich, es würde gar nicht Tag werden. Die Sonne ging aber doch zu ihrer großen Freude auf, und nun fing sie sogleich an sich zu schmücken, um dem neuen Pelze keine Schande zu machen. Sie hatte so lange gezögert, daß es sich also fügte, daß man eben wieder aus der Kirche nach Hause gehn wollte; alle Weiber waren daher aufgestanden, als sie in die Kirche hereintrat. Sie glaubte nicht anders, als es geschehe ihrentwegen, sagte also sehr bescheiden: Bleibt nur sitzen, lieben Nachbarsleute, denn ich überhebe mich meines jetzigen Standes nicht, ich weiß die Zeit noch gar wohl, da ich diesen schönen Pelz nicht hatte, und nicht anders einherging, als ihr jezt thut. Der Mann trat auch hinzu, und sah, daß einige Hunde in der Kirche umherliefen; er sagte daher sehr zornig: Nun wahrlich, ich muß unter meinen Unterthanen ein andres Regiment ein-

führen. Er gebot hierauf sogleich, daß sich kein Hund durfte auf den Straßen, oder an öffentlichen Örtern sehen lassen; womit die Schildbürger sehr unzufrieden waren.

Caput X.

Der Handel und die Wissenschaften werden eingeschränkt.

Die Einwohner glaubten sehr bald Ursache zu haben, die Wahl ihres nenen Bürgermeisters zu bereuen. Gleich beim Anfang seiner Regierung zeigte er eine große Abneigung gegen alle Künste und Wissenschaften, die er nur für den unnützen Zeitvertreib der Müssiggänger ansah.

Was aber den Staat in die größte Verwirrung brachte, war, daß der Regent allen auswärtigen Handel untersagte, und die Verordnung gab, daß man alle Bedürfnisse im Lande selber erzeugen solle. Das Land war sehr klein und brachte weder Baumwolle noch Wein, weder Citronen noch Schlesische Leinwand hervor, so daß den Einwohnern

nach diesem Befehle fast nichts mehr übrig blieb.

Er verordnete ebenfalls, daß alle Bücher, die im Lande gelesen würden, auch im Lande geschrieben werden sollten: er verbot die Einfuhre alles fremden Verstandes; denn er sagte, die Sachen in den Büchern sind entweder bekannt, oder unbekannt; im ersten Falle können sie ungelesen bleiben, im zweiten aber gar leicht gefährliche Folgen haben, da sie nicht im Lande ersonnen sind.

Alle Schriftsteller und Künstler musten daher Landeskinder seyn; und so litten die Einwohner großen Mangel an geistiger und körperlicher Nahrung.

Caput XI.

Vorbedeutungen einer Veränderung.

Die Schildbürger gaben sich unter einander ihr Mißvergnügen zu verstehen, und die Ältesten unter ihnen schüttelten über die Einrichtungen des neuen Bürgermeisters sehr die Köpfe. Sie fürchteten für die Wohlfarth des Staats, besonders da sie sahen, daß der Regent sich selber nicht scheute, Kontrebande zu machen, und seine Kleider aus fremden Ländern zu holen, um sie nur kostbarer zu haben.

Es fing an im Lande eine schwüle Luft zu entstehn, die gewöhnlich vor einem Gewitter hergeht. Man hörte jedermann murren, man kam in der Schenke häufiger zusammen und blieb länger, als gewöhnlich. Die Leute fingen an, über die Menschen-

rechte zu denken und zu sprechen; einige Redner standen auf, die den übrigen ihre verworrenen Begriffen auslegten. In jeder Gesellschaft sprach man gern über die Staatseinrichtungen, jedermann tadelte und es währte nicht lange, so belegte man Caspar mit dem Namen eines Tyrannen. Alles dieses war für den feinern Politiker von schlimmer Vorbedeutung, der mit vieler Wahrscheinlichkeit eine Veränderung des Staats vorhersagen konnte.

Caput XII.

Die Revolution bricht aus.

Es geschah von ohngefähr, daß durch ein Versehn der Brief eines Auswärtigen an einen Einwohner in Schilda dem Bürgermeister in die Hände fiel. Aus diesem Briefe wurde deutlich, daß viele Bürger damit umgingen, in Schilda eine Empörung zu veranstalten, das alte Regiment umzustürzen, und ein neues einzurichten. Man ließ sogleich diesen Empörer, an den der Brief gerichtet war, einziehn, so wie die übrigen, die in dem verdächtigen Schreiben genannt waren. Man untersuchte ihre Papiere und fing ihre Briefe auf und es fand sich, daß immer mehr Leute eingezogen werden musten, weil ein oder der andre Umstand in diesen Briefen vorkam, der sie verdächtig machte. Da

man jeden Wink benutzte, so hatte der Verdacht gar kein Ende und die eigentliche Untersuchung der Sache konnte immer noch nicht ihren Anfang nehmen.

Die Schildbürger lebten in der größten Angst, da sie so viele von ihren Freunden und Bekannten im Arreste sahen, und mit jedem Tage andre in's Gefängniß gesteckt wurden. Der öffentliche Kerkermeister hatte mit ihrer Verpflegung alle Hände voll zu thun und erschrak, als das Gefangennehmen immer noch kein Ende nehmen wollte.

Schon saß ganz Schilda in den Gefängnissen, als sich noch ein Brief fand, der auch den Kerkermeister verdächtig machte; ja was noch mehr war, ein andres Schreiben schien sogar den Bürgermeister selbst als einen Empörer anzuklagen. Der lezte ließ sich daher, um zu zeigen, daß er ein guter

Bürger sei, gefangen setzen, und der Kerkermeister muste sich selber bewachen.

Da nun kein Gericht niedergesezt werden konnte, der Kerkermeister also nicht die Erlaubniß erhielt, frei herumzugehn, so bekümmerte sich Niemand um die Gefangenen und sie musten in ihrem Arreste hungern und große Noth leiden. Statt in den gewöhnlichen Häusern zu wohnen, lagen die Einwohner im Kerker einquartirt und wusten nicht, woran sie waren, bis sie endlich vom Hunger und Ungeduld getrieben alle zugleich herausstürzten, durch die Gassen liefen und einmüthiglich ausriefen, daß die Empörung nun wirklich ausgebrochen sey.

Caput XIII.

Eine neue Verfassung wird eingeführt.

Da man nun nicht nur die Mehrheit der Stimmen, sondern sogar alle Stimmen für eine Staatsveränderung zu haben schien, so ward sogleich ohne weiteres der Bürgermeister seines Amtes entsezt, und Caspar sah sich gezwungen, wieder eine Privatperson vorzustellen. Als einige nunmehr zu einer neuen Wahl schreiten wollten, stand einer unter ihnen auf und sagte:

Warum wollen wir uns denn stets wieder die alte Quaal verschaffen? Warum wollen wir nicht irgend etwas Neues versuchen, um zu erfahren, ob wir es auf diesem Wege nicht vielleicht besser haben? In der ganzen Welt sind, wie man sagt, Regierungen und Staatsverfassungen eingeführt, aber daraus

folgt noch gar nicht, daß sie nothwendig sind, denn sonst müsten auch tausend andre Sachen nothwendig seyn, deren Entbehrlichkeit doch selbst der blödeste Verstand begreifen kann. Jedes Regiment, es mag Namen haben welches es will, ist nur darum erfunden, um die Menschen im Zaum zu halten, weil sie Narren sind. Das Gesetz und der Zwang müssen die Stelle der Weisheit vertreten, weil sie sich von der Minerva nicht wollen regieren lassen. Die Strafen müssen an die Stelle der philosophischen Beweise treten, und so sieht jeder Bürger am Ende in der Ferne so ziemlich tugendhaft aus, weil er von allen Seiten so eingeschnürt und eingeengt ist, daß er sich weder rühren noch regen kann. Diese Gesetze und Regierungen sind aber weisen Männern unanständig, die durch sich selber immer gut und ohne alle Gesetze strenge nach den Gesetzen handeln.

Wenn wir Autorität und Zwang verbannen, ist es dem Tugendhaften erst möglich zu zeigen, daß er um ihrer selbst willen die Tugend liebe, weil sonst jeder, ja er selbst, glauben könnte, er fürchte sich vor dem Zwange und vor der Strafe. Darum wollen wir die höchste Freiheit unter uns einführen, und der Welt zeigen, wie es möglich sei, auf diese Art glücklich zu werden. Dann erst werden große Männer unter uns aufstehn, gegen die alle diejenigen, die sonst an den Höfen der Fürsten dienten, nur Kinder und Narren waren.

Die Schildbürger gaben dieser Rede den ungetheiltesten Beifall; jedermann versprach laut, tugendhaft und ein großer Mann zu werden, und so hob man alle Gesetze auf, so wie die ganze Verfassung, und ein jeder ging als der freieste Mann nach Hause. So

war der Staat beruhigt, und die reinste Demokratie eingerichtet.

Caput XIV.

Der König besucht die Einwohner. — Diogenes der Zweite.

Es traf sich um diese Zeit, daß der benachbarte König eine Reise vorhatte, und durch das Gebiet der Schildbürger gehn muste. Die neuen Republikaner erfuhren den Tag, an welchem er kommen würde, und beschlossen, vor seinen Augen etwas Denkwürdiges auszurichten. Sie kamen also zusammen und wurden dahin einig, daß man ihm nicht die mindeste Ehre erweisen müsse, um ihm dadurch zu verstehn zu geben, daß sie ganz freie Männer wären. Ein Andrer schlug noch au-

ßerdem vor, daß es zu solchem Zwecke noch tauglicher sei, ihm gewissermaßen grob zu begegnen, damit er begriffe, daß sie keine Sklaven und Tyrannenknechte wären. Dieser Vorschlag gefiel außerordentlich und man las noch vorher einige Bücher, um sich recht in die Stimmung zu versetzen, die solchen freien Menschen ansteht.

Einem unter ihnen, den man für den witzigsten hielt, ward aufgetragen, sich als Nachahmer des griechischen Diogenes mitten auf dem Markt in einer Tonne häuslich niederzulassen, man wolle den König alsdann dorthin, als zum größten Philosophen, führen, und wenn er sich dann eine Gnade ausbitten dürfe, so solle er ebenfalls die Worte des Griechen wiederholen: Ich verlange nichts, als daß Du mir aus der Sonne gehst. — Dadurch sollte nun dem König recht in die Augen springen, welch ein armseliges Ge-

schöpf er gegen einen freigebohrnen Schildbürger sei, und er würde im innersten Herzen bewegt dann auch wahrscheinlich die Worte Alexanders sagen: Wahrlich, wenn ich nicht ein König wäre, so möcht' ich ein Schildbürger seyn.

Die Bürger freuten sich sehr über ihre wizzige Erfindung, und jeder lernte ein paar ächtrepublikanische Reden auswendig, womit er gesonnen war, dem Könige zur Last zu fallen. Sehr vieles wollten sie ihm über die angebohrnen Menschenrechte, über die ursprüngliche Freiheit und dergleichen vortragen, so daß sie vor Ungeduld den Tag seiner Ankunft kaum erwarten konnten.

Endlich erschien der Tag. Die Schildbürger waren vorbereitet, der Philosoph lag in seiner Tonne und repetirte unaufhörlich seinen philosophischen Spruch; die Sonne schien, es fehlte nichts mehr, als der König. Auch

dieser kam endlich. Die ersten, die mit ihm reden sollten, waren bei seinem Anblick so erschrocken und verwirrt, daß sie keinen tüchtigen Grundsatz und keine zureichende Tyrannenverachtung in sich auftreiben konnten, sie standen stumm und verlegen da. Einige aber, die jünger und kecker waren, sahen die Beängstigung ihrer Brüder, und schämten sich, daß der Republik eine solche Schande zustoßen sollte; sie traten daher hinzu und wollten das Versehn ihrer Mitbürger wieder gut machen. Sie überhäuften den König mit unzusammenhängenden Grobheiten und Schimpfreden, der nicht begreifen konnte, warum ihm eine solche Ehre widerführe. Als er endlich von einigen der Ältesten hörte, daß es nur geschähe, um ihre neue Freiheit zu probiren, daß es nur Edelmuth der Bürger verrathe, die sich vom Sklavensinn zu entfernen trachteten, und daß er es aus dieser

Ursach nicht übel nehmen möchte, so fing er an aus vollem Halse zu lachen. Die Schildbürger waren sehr vergnügt darüber, daß er über ihre republikanischen Gesinnungen eine solche Freude hatte, und fuhren nun in ihrer patriotischen Deklamation um so eifriger fort.

Da der König gar keine Miene machte, nach dem Markte zu gehn, so fragten sie ihn, ob er gar nicht gesonnen sei, ihren merkwürdigsten Philosophen zu sehn, der dort in einer Tonne liege und fast göttlich zu nennen sei. Der König folgte ihnen und betrachtete den Mann, der sich mit vieler Mühe ein sehr wildes Ansehn gegeben hatte, er muste von neuem über die wunderlichen Gebehrden des Menschen lachen, und ein Schildbürger sagte: nun seht Ihr, ich sagte es Euch wohl vorher, daß es Euch gefallen würde, er hat einen tüchtigen Kopf, und

treflich geschickt ist er in kurzen tiefsinnigen Antworten. Ihr dürft ihn nur etwas fragen, und er wird Euch wahrhaftig schnell genug bedienen, denn er ist einer von den Hellen, das versichre ich Euch, er kann manchmal Worte sagen, die man vor tiefem Sinn gar nicht versteht. Er wird Euch, mein Seel, gut abfertigen mit Eurer ganzen königlichen Würde, denn im Patriotismus versteht er keinen Spaß. Fühlt ihn nur auf den Zahn, so wird er Euch weisen, daß er Haare auf den Zähnen hat. Fragt ihn einmal zum Exempel, was er sich für eine Gnade von Euch ausbitten will.

Dem König fing die Zeit an lang zu werden, und sagte daher: Nun, mein lieber Schildbürger, welche Gnade soll ich Dir gewähren? Sprich! Hierauf antwortete der gute Schildbürger: gnädiger Herr König, schenkt mir tausend Thaler und ich bin mit den Mei-

nigen auf immer glücklich. — Du sollst sie haben, sagte der König schnell, und ich sehe, Deine Mitbürger wissen Dich zu schätzen, denn Du bist wirklich der Weiseste in der Stadt.

Ach Du Bösewicht! riefen die Schildbürger aus, hälst Du so Dein Versprechen? Sind das die Antworten, die Du zu geben hast, Verräther? Herr König, wir schwören's Euch zu, aus der Sonne solltet Ihr ihm gehn, weiter war nichts unter uns abgeredet. Und deswegen haben wir Dir Flegel die Tonne machen lassen, in der Du so bequem, wie in einem Bette liegst? O Du Spitzbube! und wo bleibt denn nun das, daß er Dir aus der Sonne gehen soll?

Nun, hört nur die Narren, Herr König! rief Diogenes erzürnt aus. Aus der Sonne gehn, und es scheint jezt keine Sonne, es hat sich zusammengezogen, als ob

es regnen wollte. Nicht der Herr König Ihr, meine eselhafteu Mitbürger, steht mir im Lichte, und darnm geht nur plözlich fort, daß ich meine tausend Thaler in Ruhe empfangen kann. Meint Ihr denn, es soll unter Euch keinen einzigen vernünftigen Menschen mehr geben, weil Ihr in die Narrheit so vernart seid?

Wir verbannen Dich aus dem Lande, riesen die übrigen.

Gut, sagte Diogenes, kommt, Herr König, gebt mir mein Geld und dann wollen wir die Narren hier sitzen lassen.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag, und Diogenes war sehr froh darüber, daß er seine ihm aufgetragene Rolle so sinnreich verbessert hatte, er verließ das Land und der König sezte seine Reise fort, nachdem er über die Thorheit der Einwohner noch viel gelacht hatte.

Caput XV.

Berathschlagungen. — Seltsame, doch glückliche Vorbedeutung.

Die Schildbürger trieben nun ihr republikanisches Wesen immer fort, und fühlten sich sehr glücklich, daß ihre Freiheit durch nichts beschränkt wurde. An einem Morgen ging ein junger Schildbürger herum und bat die übrigen, sie möchten sich doch in ihren Rathskleidern auf der grünen Wiese versammeln, denn er habe ihnen etwas wichtiges vorzutragen.

Alle kamen aus Neugier auf der Wiese zusammen und sezten sich in einen Kreis, die Füße durch einander geschlagen und die Köpfe gegen einander gekehrt, worauf derjenige, der den Rath berufen hatte, also anfing:

Meine Freunde, es ist ausgemacht, und jeder von uns fühlt es, daß wir glücklich sind, dieses rührt aber bloß von unsrer Verfassung her, indem wir die alte hergebrachte Ordnung umgekehrt haben. Sollen wir denn nun so neidisch seyn, sollten wir alle ein so enges Herz haben, daß wir damit zufrieden sind, wenn wir uns nur allein glücklich fühlen? Nein, meine Mitbürger, das sei fern von uns. Der wirklich große und edle Mensch zeigt sich eben darinn, daß er das Glück über den Erdkreis zu verbreiten trachtet, und sich dann im Glücke der Menschheit vollkommen glücklich fühlt. Darum verehren wir die Erfinder der nützlichen Künste und Wissenschaften, und nennen sie die Wohlthäter der Menschheit. Darum ist es von den Stiftern und Erfinder der Religionen groß und heilsam gewesen, ihre Religion und ihre Lehren auszubreiten, damit auch

andre Menschen im Lichte wandeln konnten. Wer vorübelt es den Königen, wenn sie mit Gewalt die Wohlfarth ihrer Länder auch über andre, die ihnen nicht gehören, auszustreuen suchen? Die späteste Geschichte nennt ihre Namen noch mit Ehrfurcht, und legt ihnen den Beinamen der großen bei. Diesen Beispielen laßt uns folgen. Wir wollen unsre Verfassung auch über die benachbarten Länder erstrecken, der König muß abgesezt werden, eben so wie unser Bürgermeister abgesezt ward, und er wird sich auch gewiß freiwillig dazu bequemen, das Volk muß getröstet und beglückt werden, und es wird uns auf den Knien danken.

Noch nie hatte ein Vorschlag bei den Schildbürgern so lauten Beifall gefunden, man wollte sogleich aufstehn und zum Werke schreiten, nur Pyrrho hielt sie noch zurück und rief: Haltet nur noch einen Augenblick

ein, geliebte Mitbürger! wohin führt Euch ein edler, aber dennoch blinder Eifer? Wendet die Augen von der Wohlfarth der Nationen ab, und seht auf Euch selbst.

Du widerräthst uns also diesen Vorschlag? riefen alle.

Mit nichten, antwortete der weise Pyrrho, Ihr versteht mich falsch, nur seht für diesen Augenblick einmal hieher zur Erden, ich meine auf Eure Beine. Wir sitzen hier in einen runden Kreis, unsre Tracht ist ganz gleich, wie es Rathsherren ziemt; wollt Ihr nun wohl so unbesonnen seyn, und so rasch und plözlich aufspringen? Könnte nicht, da unsre Beine alle gleich aussehn, im Irrthum einer des andern Beine erwischen und so das Beinwesen der ganzen Bürgerschaft unter einander verwechselt werden? Ob es gleich Unrecht ist, von edeln Männern einen solchen Argwohn zu hegen, so fürcht'

ich doch, daß diejenigen Füße, die mit Hüneraugen, oder diejenigen Beine, die vom Podagra geplagt sind, gar dahinten bleiben würden, und daß sich keiner würde zu ihnen bekennen wollen. Es ist eben denjenigen, die von diesen Krankheiten leiden, auch nicht gar zu sehr zu verübeln, denn es liegt einmal das Bestreben in uns, daß wir uns alle gern auf einen guten Fuß setzen wollen, wie man zu sagen pflegt. Laßt uns daher auf einen Anschlag sinnen, wie wir alle unsre Beine wieder herauskriegen, und jedem auch die rechten zu Theil werden, damit keineswegs res publica detrimenti capiat.

Sie saßen alle still und dachten mit vielem Eifer nach. Keiner getraute sich zu bewegen, aus Furcht, plözlich fremde Beine an sich zu ziehen, da sie alle so verwickelt waren; man dachte alle Hülfsmittel durch: aber es wollte sich gar nichts Heilsames ergeben.

Indem sie noch so im heftigen Rathschlagen saßen, zog ein Fremder vorüber, der einen tüchtigen Wanderstab in der Hand trug. Sie riefen ihn zu sich, und erzählihm ihre verwickelte und verwirrte Lage mit den Beinen, und ob er, als ein gereister Mann, nicht vielleicht durch lange Erfahrung in fremden, weit entlegenen Ländern wundersame Mittel dagegen kennen gelernt habe, wenn es sei, so möchte er sie ihnen mittheilen, sie wollten auch zur Dankbarkeit ein gutes Stück Geld nicht zu sehr bedauern.

Der Reisende sah sie eine Zeitlang an, dann sagte er: Seht, meine bedauernswürdige Freunde, diesen Stab, er ist in der geheimnißvollen Mitternacht beim Schein des Vollmondes in der längsten Nacht, in Mesopotamien von einem eingeweihten heiligen

Baume, durch einen achtzigjährigen Priester abgeschnitten. Dieser Priester hat ihn mir verehrt zum Schutz gegen meine Feinde, zur Beschirmung der Freunde, wollt Ihr mir nun ein gutes Trinkgeld geben, so denke ich Euch auch mit diesem bezauberten Zweige aus der Noth zu helfen.

Sie versprachen es, worauf er anfing mit seinen Stocke auf ihre Beine zu schlagen, so daß jeder erschrocken aufsprang und auf seinen Beinen stand. Ein einziger, der nicht getroffen war, blieb sitzen und sagte: Lieber Gesell, warum wollet Ihr Euer Geld nicht auch an mir verdienen? Ich bitte, Ihr wollet mich nicht sparen, oder sind dann jene Beine dort etwan die Meinigen? Der Fremde gab auch diesem einige Hiebe und er war auch mit Beinen versorgt, worauf er seine Danksagung empfing und frölich von dannen zog.

Hierauf gingen die Schildbürger gutes Muths nach ihrer Stadt zurück und Pyrrho sagte zu ihnen unterwegs: Diese Ineinanderschränkung der Beine ist für uns zweifelsohne von sehr guter Vorbedeutung, denn sie bedeutet unsre unzertrennliche Einigkeit, das Ineinanderfügen unsers Willens und unsrer Macht, und darum können wir uns auch einen glücklichen Ausgang unsers Unternehmens versprechen. Wir sind wie ein Bündel Pfeile, und ich mag Euch die schöne Fabel nicht noch einmal erzählen, die sich am lieblichsten von den Holländischen Dukaten lesen läßt. Schließlich aber wollte ich Euch nur noch erinnern, daß es gut sey, wenn wir uns künftig mit den Beinen etwas mehr hüten, denn wenn eine ähnliche heilige Ruthe nicht in der Nähe ist, so könnte uns großer Schaden daraus erwachsen.

Unter derlei weisen Gesprächen kamen sie in ihre Häuser zurück.

Caput XVI.

Der Krieg angekündigt. — Enthusiasmus der Bürger.

Auf allgemeine Beistimmung ward nunmehr eine Gesandschaft an den benachbarten König entlassen, als er von seiner Reise in sein Reich zurückgekehrt war. Das Ansuchen der Schildaschen Gesandten bestand darinn, der König möchte ohne weitere Umstände den Thron räumen, und seine Unterthanen frei und glücklich machen, oder man würde ihn durch die dahin passenden Mittel zu zwingen wissen. Der König lachte und fragte, wie sie an dieses Begehren gerathen wären, wor-

auf die Abgesandten erklärten, daß sie im Namen der ganzen Menschheit das Wort führten, daß sie dahin trachten würden, daß die ganze Menschheit das Glück genösse, das sie selber nunmehr errungen hätten. Der König gab ihrem thörichten Ansinnen keine bestimmte Antwort, und so zogen sie nach ihrer Stadt zurück.

Die Einwohner beschlossen sogleich, dem halsstarrigen Könige den Krieg anzukündigen, damit er durch die Gewalt der Waffen gezwungen würde, ihnen nachzugeben. Es ward ein Herold abgefördert, der dem Monarchen den Zorn der Schildbürger ansagen muste, und daß er auf eine Gegenwehr denken möchte.

In Schilda selbst war alles im größten Enthusiasmus, Weiber und Kinder redeten sogar auf den Gassen von diesem Kriege, man sah nichts als patriotische Bemühungen,

denn hier sah man den einen sein Gewehr putzen, ein andrer bemühte sich einen uralten eingerosteten Säbel aus der Scheide zu ziehen, dort stand ein andrer und zeichnete mit einem Stabe den Plan zum Feldzuge im Sande.

Wie sehr die Schildbürger ihr Vaterland liebten, davon kann nachfolgende Geschichte von einem Müller zum Beweise dienen. Dieser ritt um dieselbe Zeit in Geschäften an die Gränze des Landes: da hörte er auf einem Baume einen Schildbürger Kukuk, der mit einem königlichen Kukuk im Wettgesange begriffen war. Der Müller merkte sehr bald, daß sein Kukuk den Kürzern ziehe, und der königliche dem Schildbürgischen im Rufen überlegen war. Dies verdroß ihn in die Seele, daß ein Fremder so sein Vaterland verspotten sollte: er stieg also von seinem Pferde ab und auf den Baum hinauf und

half seinem Kukuk so lange rufen, bis der Royalist überwunden war und das Feld räumen muste.

Als der Schildbürger mit dem fremden Kukuk im hitzigsten Treffen lag, nahm ein Wolf, der gar nicht patriotisch gesinnt war, die gute Gelegenheit in Acht, und fraß das Pferd des Müllers auf, so daß er nach gewonnener Schlacht zu Fuß nach seiner Vaterstadt zurückkehren muste. Hier erzählte er den ganzen Vorfall und die Bürger freueten sich seines Eifers, sie schenkten ihm ein neues Pferd, und verehrten ihm außerdem eine Bürgerkrone von Eichenlaub.

18 Coburg

Capnt XVII.

Einrichtung der Schulen zum Besten des Vaterlandes.

Es sahen die Schildbürger aber sehr wohl ein, daß nicht bloß kräftige Arme und geschliffene Schwerdter der Sache den Ausschlag geben würden, sondern daß Kriegeswissenschaft und Staatskunst, so wie die übrigen Wissenschaften in ihrer jetzigen Lage fast unentbehrlich wären. Sie nahmen daher in der Eil ein Reform der Schulen vor, um schnell noch große Männer zu erziehen, die dem Vaterlande und der Menschheit Nutzen brächten.

Die Jugend ward daher zusammen getrieben und muste Tag und Nacht in den Lehrstunden aushalten, da gab es keine einzige Wissenschaft, über die nicht etwas Weniges wäre gelehrt worden und von der die Schü-

ler nicht etwas begriffen hätten. Um das ganze Werk desto schneller umzutreiben, hatte man den Staatskniff gebraucht, auch unwissende Leute zu Lehrern anzusetzen, damit diese doch eine Gelegenheit fänden, von denen Sachen etwas zu lernen, über die sie Unterricht ertheilten.

Man sah auch bald die Früchte dieser weisen Einrichtung. Es war kein zehnjähriger Knabe in Schilda, der nicht auswendig herzusagen wuste, was Menschheit und Aufklärung sei, warum die Monarchie zu verwerfen, die Republiken im Gegentheil anzuempfehlen seien, was Bürgerpflicht auf sich habe und dergleichen mehr. In Quinta urtheilte man über die großen Heroen des Alterthums ab, und in Quarta fing man schon an die Existens Gottes und der Tugend zu bezweifeln. Dann fing man schnell an verliebt zu werden und Metaphysik zu treiben,

ben, und so wurde man zwar nach und nach aber doch immer schnell genug ein heller Kopf und großer Mann. Ja, als die Zeit am Ende so genau zugeschnitten war, daß man jede Minute sparen muste, so brachte ein Vater manchmal seinen Sohn in die Schule, und wenn er ihn nicht abmüssigen konnte, wartete er indessen draussen eine halbe Stunde, bis er ihn als vollendeten Gelehrten zurückempfing.

Man hatte, um dieses durchzusetzen, eine sehr heilsame Encyklopädie der Encyklopädie erfunden, die kompendiöseste Bibliothek aus der kompendiösen Bibliothek. Wenn man einen jungen Menschen in die Lehre bekam, so brachte man ihm zu allererst eine große Verachtung gegen viele Wissenschaften bei, dann ein festes Zutrauen zu sich selber und den Glauben, daß die übrigen Menschen nur Dummköpfe gegen ihn wären, war

diese Medicin vorangeschickt, so ward es einem solchen nachher leicht, es bis zu einer merklichen Originalität zu treiben, um nach wenigen Wochen ein fast zu großer und genievoller Mann zu werden.

Dies ist die Auflösung von dem, was vielen als ein Räthsel, oder gar als eine fabelhafte Tradition vorgekommen ist, daß man nemlich in der Schule zu Schilda alles nnd zwar in einer sehr kurzen Zeit habe erlernen können.

Caput XVIII.

Krieg. — Flucht der Schildbürger.

Die Zeit war nunmehr gekommen, da alle Vorbereitungen sollten gebraucht und dadurch auf die Probe gesezt werden. Die Schildbürger zogen bewaffnet und mit vielem Muthe aus und rückten in das Gebiet des Königs. Dieser hatte sich eines so schleunigen Überfalls nicht versehn, und schickte ihnen einige Mann von seiner Wache entgegen; an einem Graben kam es zum Treffen. Die Schildbürger ließen ihre muntern Trompeten blasen und fühlten dadurch eine große Lust zum Kriege in sich. Als aber die Armeen handgemein wurden, verließ die Schildbürger der Muth, sie flohen alle schnell zurück, ohne daß sie das Zeichen zum Zurückzuge abgewartet hätten.

Caput XIX.

Berathschlagung und Entschluß.

Als sie nun wieder in ihrer Stadt waren und sahen, daß sie vom Feinde nicht verfolgt wurden, kamen sie alle zusammen, um zu berathschlagen, was nunmehr zu thun sei.

Meine Freunde, fing ein bejahrter Einwohner an, ich sehe jezt ein, daß wir bei weitem größere Staatsmänner als Soldaten sind. Wenn wir daher unsern großen, schönen, zum Wohl der ganzen Menschheit abzweckenden Entschluß durchsetzen wollen, so müssen wir einen andern Weg einschlagen. Hier sind wir nun nicht mehr sicher, auch scheint es mir nach diesem ersten Versuche nicht rathsam, die Welt durch die Gewalt unsrer Waffen zu bekehren, aber es ist gut, daß uns noch mehrere Wege offen bleiben.

Wir waren schon ehemals weit umher zerstreut und verbreitet, indem uns Fürsten und Herren als nützliche Staatsmänner zu sich riefen, ohne daß irgend jemand uns ruft, wollen wir uns jezt eben so in der Welt ausstreuen, und wo einer von nns hinfällt, da wird er bald wuchern und Früchte tragen und ringsum seine Weisheit und Tugend verbreiten. So können wir nutzen, ohne jene gewaltsame Mittel zu ergreifen, und so kann sich füglich die Welt am Ende nach uns bequemen, so daß dann unsre Verfassung und unsre Lehren, so wie unsre Geschichte, die Verfassung, Lehre und Geschichte der Menschheit wird.

Man fiel ihm bei, die Schildbürger nahmen Abschied von einander und jeder suchte sich eine Stadt oder Gegend aus, in die er wanderte, um dort zu wirken.

Schilda ist seitdem verfallen und auch

keine Ruine sagen uns mehr, wo es gestanden hat. So vergänglich ist die menschliche Größe und alles erreicht sein Ende, so geht es auch Dir, geliebter Leser, wie mir mit dieser Geschichte, und darum wende ich mich schnell zum lezten, oder zwanzigsten Kapitel.

Caput XX.

Beschluß und Nutzanwendung.

Seit jener Zeit ist die Nachkommenschaft der Schildbürger iu der ganzen bewohnten Welt ausgebreitet. Man weiß kein Amt, in das sie sich nicht eingeschlichen hätten, keine Einrichtung, an der nicht einer von ihnen Theil genommen hätte. In Akademien, auf Universitäten, in den Collegien, auf den Richterstühlen treiben sie ihr Wesen und su-

chen die übrige Welt nach sich zu bequemen. Sie verschmähen keinen Stand, sondern suchen sich in jedem häuslich niederzulassen. Solltest Du, lieber Leser, auch einer von diesen Nachkommen seyn, so hoffe ich, Du erkennst meine Bemühungen in dieser Geschichtserzählung mit Dank.

Ich will nur noch aus dem Ganzen eine kleine Nutzanwendung ziehn und dann den Lesern gute Nacht sagen. Daß man sich nemlich vor der Thorheit eben so gut, wie vor den Eroberern hüten müsse, man erlaubt ihnen nur einen Durchzug und sie nehmen gleich das ganze Land auf immer in Besitz. Man kann fast nicht denken, ich will heute einmal ein Narr seyn! ohne es auch morgen und übermorgen, ja die ganze Woche hindurch zu bleiben. Ahme daher, lieber Leser, die Vorsichtigkeit der Stadt Hamburg nach, die nach Sonnenuntergang ihre Thore

verschlossen hält, und kaum noch fremde Briefe annimmt, weil sie Verräther seyn könnten. Hüte Dich eben so vor jedem fremden, thörichten Gedanken, laß ihn in der Ferne stehn und nicht in Deine Mauern kommen, wenn nicht an Deinem Himmel die Sonne der gesunden Vernunft steht, leide es nicht, wenn die Leidenschaften und Launen heimlich oder mit Gewalt die Thore aufmachen wollen.

Ein Nachkomme der Schildbürger wird über meine Furcht vor der Narrheit lächeln, weil sie das Lieblichste ist, was er kennt, die Würze und das Salz des Lebens. Mag er es thun, ich habe wenigstens nach meiner Überzeugung gehandelt und jeglichen gewarnt.

E n d e.

Anzeige.

Der Verleger von Peter Leberechts Volksmärchen findet nöthig, seinen Freunden und Correspondenten anzuzeigen, daß er keinesweges der Verfasser dieses Buches ist, auch an dem Inhalte desselben, der ihm erst nach vollendetem Abdrucke näher bekannt worden, nicht den geringsten Antheil hat.

Berlin, den 12ten Junius 1797.

LB Coburg

29. 1. 80

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Volksmährchen

Bd.: 3

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D III 5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940963-7